Hermann Eicke

König Geiserich



BG

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

5288

Deutsches Ahnenerbe

Geiserich — das ist noch immer für viele Menschen ein Name des Schreckens und des Grausens. Unzählige Male hat man ihn uns als einen wilden und räuberischen Barbaren geschildert, der seinen Blutdurst und seine Habsucht nicht zähmen konnte und der das Meer befuhr nach Art eines türkischen Korsaren. Kein Germanenkönig ist je so ungeheuerlich verunglimpft worden. Auch die Wandalen galten jahrhundertelang als ein wüstes Piratenvolk, namentlich seitdem der Bischof von Blois, Grégoire, das Schlagwort vom Wandalismus aufbrachte (1794). Aber Geiserich war kein Korsar und seine Wandalen keine Piraten. Sie führten einen unsagbar schweren Kampf um die Erhaltung ihrer Freiheit und Selbständigkeit und wagten schließlich das verwegene Abenteuer, in Afrika eine neue Heimat zu suchen und dort trotz Rom und Byzanz ein Reich zu gründen. Daß ihnen das gelang, ist das Werk Geiserichs. In genialer Weise erkannte er die Bedeutung der See, schuf eine mächtige Flotte und gewann die Herrschaft über das ganze westliche Mittelmeer, das durch ihn zu einem Wandalenmeer, zur „Wendelsee“ wurde.

So entsteht vor uns das Bild eines Mannes, dem das Schicksal eine unerhört schwere Aufgabe zuwälzte und der sie in rastloser Arbeit, in Mühen und Sorgen löste. Darum gehört Geiserich zu den großen Gestalten der Weltgeschichte, denn mehr kann niemand für sein Volk tun, als es vom Untergang erretten und ihm ein starkes und ruhmvolles Reich erkämpfen.

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Deutsches Ahnenerbe
Lesestoffe für den Deutsch- und Geschichtsunterricht
Herausgegeben von Dr. Georg Usadel

Hermann Eicke

König Geiserich

Mit Zeichnungen von H. Zethmeyer



1936
Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Best.-Nr. 5288

I.

Zu der Zeit, als Geiserich jung war, gab es viel zu reiten in der Welt. Damals mußten schon die Knaben, sobald sie nur halbwegs herangewachsen waren, in den Sattel und mancherlei Dienste tun als Kundschafter oder Späher. Früh bekamen sie den Speer und lernten, wie man ihn bei der Jagd und beim Kampf zu gebrauchen hat. Die meisten von ihnen hielten sich so gut, daß sie zu den Männern gezählt wurden, obwohl sie noch ein glattes Kinn hatten wie die Mädchen.

Die Wandalen waren auf großer Wanderung und zogen weite Wege. Da mußte wohl jeder das Seine tun, damit die Fahrt gelang. Geiserich führte ein Reiterleben wie die anderen und hatte sein volles Behagen daran. Wenn im Morgengrau die Pferde wieherten, dann fuhr er lachend aus dem Schlaf, denn ein neuer Tag begann, und er durfte wieder reiten. Immer sah man ihn fröhlich.

Er war von allen Knaben, die schon ihrem Volke helfen durften, der jüngste, und wäre er nicht aus königlichem Blute gewesen und so voll unbändiger Begier nach dem Sattel, man hätte ihn noch eine Weile im Wagen fahren lassen mit den Frauen und Alten. Aber bald tat es ihm unter den wandalischen Jungmannen keiner an Verwegenheit nach, und keiner wußte sein Pferd mit der gleichen Meisterschaft zu lenken. Er bekam darüber manches Lob vom Könige zu hören. Der hieß Gunderich und war sein Halbbruder.[1]

Die schweren Karren polterten. Tagaus, tagein rollten die hochbepackten Wagen durch Staub und Hitze. Die Zugstiere keuchten unter dem Joch und mußten unablässig mit Peitschenknall und Zuruf vorwärts getrieben werden. Viel mühevolle Arbeit gab es von früh bis spät, bis endlich die Dämmerung kam und die Rast. Dann saßen die Männer beisammen und redeten über Weg und Ziel ihrer Reise. Viele seltsame Namen klangen auf von Ländern und Städten und Völkerschaften, die sie nie zuvor gehört hatten, und immer gab es neue Dinge zu erzählen. Da wurden selbst die Wortkargen beredt und

sagten in diesen kurzen Stunden am Feuer mehr als sonst den ganzen Tag über. Das lag ihnen ja am meisten auf dem Herzen, wann sie wieder eigenes Haus und eigenen Hof finden würden und wie wohl alles beschaffen sei, die Ackerflur und das Gartenland und die Berge und die Täler. Nichts Geringeres durfte es um die neue Heimat sein, denn ein Volk, das von Skagen [2] bis zur Theiß und weiter über Neckar und Rhein gezogen ist und auf seinen Wanderungen Wunden genug empfangen hat, das begehrt mehr als steinigen Boden und dürre Steppe. Sie waren alle voll großer Hoffnung. Mit jedem Tage wurde der Himmel blauer und die Sonne lichter. Lockender schien ihnen die Ferne, und sie kümmerten sich wenig um die Mühsal, die mit jedem Morgen wieder begann. Die Fahrt ging ja nach Süden, stets nach Süden, und lange konnte es nicht mehr dauern, bis das Wunderland erreicht war.

Da geschah Geiserich jenes Unglück, das seinem Reiterleben jäh ein Ende machte.

Auf einer Jagd in den Bergschluchten der Pyrenäen [3] stürzte er mit seinem Pferde und wurde aus dem Sattel geschleudert. Blut floß ihm über das Gesicht. Er wischte es ab, so als hätte es nichts zu bedeuten, und wollte emporspringen und wieder aufsitzen. Da merkte er erst, wie schlimm er verletzt war. Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Hüfte und im Schenkel und konnte nicht hochkommen. Spät erst fanden ihn Freunde und trugen ihn fort.

Er lag nun lange Monate im Wagen. Im Anfang war er noch fröhlich und spottete über seine Wunde trotz aller Schmerzen. Dann aber, als keine Besserung eintrat, wurde er still und schweigsam und begann in sich hineinzugrübeln. Immer wieder quälte er sich mit seinen Gedanken, ob er jemals wieder in den Sattel steigen und ein Kriegsmann sein könne. Wenn die Freunde, mit denen er zuvor geritten war, stattlich vorübersprengten, wandte er sich ab und drückte die Faust in die Augen. An den Rasttagen ließ er sich aus dem Wagen heben. Dann hinkte er langsam und schwerfällig ein paar Schritte umher, ging wohl auch hinüber zu den Pferden und streichelte ihnen den blanken Hals. Sonst aber hielt er sich abseits und setzte sich nicht zu den Männern.

Als dieser Sommer zu Ende ging, erreichten die Wandalen Spanien und vollzogen hier die Landnahme. Das kostete viel Blut, denn die römischen Statthalter wollten ihre Provinzen nicht drangeben und setzten sich hartnäckig zur Wehr. Es gelang ihnen auch, das

Ebrotal[4] zu behaupten; alles andere wurde ihnen unter schweren Kämpfen abgerungen. Danach teilten die Wandalen die Beute mit ihren Brudervölkern, den Sueben und Alanen, die mit ihnen gezogen waren. König Gunderich fiel das gallaezische Bergland[5] zu. Es war nicht so wunderreich, wie die Wandalen es sich gedacht hatten, doch bot es ihnen Raum genug und fruchtbare Äcker, und sie ließen es sich gut sein in der neuen Heimat.

Geiserich hatte an alledem keinen Anteil. Er war ein gelähmter Mann und konnte nichts weiter schaffen, als umherhumpeln und in der Sonne sitzen bei den Alten. Niemals mehr sah man ihn lachen, und es war selten, daß er ein Wort sprach. Am liebsten hielt er sich in der Einsamkeit, und wenn es Fest und Feier in der Königsburg gab, dann schlich er sich heimlich in ein fernes Gemach, den lauten Schall nicht zu hören, und niemand konnte ihn bereden, an dem Gelage teilzunehmen.

Er war aber zu jung, um so müßig und tatenlos die Zeit zu verliegen. Kaum 18 Jahre zählte er damals und hatte eben erst begonnen, die Lust des Lebens zu spüren. Unaufhörlich zermarterte er sich, wie er es anstellen könne, wieder tüchtig zu werden zum Speer und in der Welt etwas auszurichten. Viel würde es ja nicht sein, das wußte er, und die Hoffnungen, mit denen er sich zuvor getragen, waren alle dahin. Niemals würde das geschehen, daß er eine Hundertschaft oder Tausendschaft in den Kampf führte, und gar an andere, größere Dinge zu denken, das schien ihm Narrentorheit. Wer König sein will, der muß seinem Heere voraufreiten und die Schlacht lenken können. Er aber war ein Krüppel, unbrauchbar für jedes Werk der Männer. Und so schlimm fraß ihm der Wurm am Herzen, daß er meinte, es wäre besser gewesen, wenn er in jener Pyrenäenschlucht zu Tode gestürzt wäre. Dann brauchte er sich an diesem jammervollen Leben nicht mehr zu schleppen.

2.

Die Jahre gingen, und es änderte sich wenig, bis die Wandalen mit ihrem suebischen Brudervolk in Zwist gerieten.[6] Im Anfange glaubten sie, sie würden nur geringe Mühe von diesem Kriege haben, aber die Sueben gewannen mächtige Bundesgenossen, Römer und Goten, und der Kampf zog sich sehr in die Länge. Es war zu merken, daß die Wandalen unterliegen mußten. Namentlich die reisigen Goten machten ihnen viel zu schaffen.

Als die ersten schlimmen Nachrichten in der Königsburg eintrafen, forderte Geiserich ein gut zugerittenes Pferd. Genzo, ein alter, wolfsgrauer Knecht, der ihn von Kindheit an betreut hatte, schüttelte den Kopf über dieses Ansinnen und wollte nicht gehorchen. Schroff wies Geiserich seine Warnung zurück.

„Wenn unser Volk wieder auf Wanderschaft muß", sagte er, „soll ich dann bei den Frauen im Wagen hocken und mit der Peitsche knallen?"

Da wagte Genzo kein Wort mehr gegen ihn zu sagen, denn er kannte seinen harten Willen und wußte, daß alle Widerrede umsonst war. Er hob ihn in den Sattel, nahm das Pferd beim Zügel und führte es vorsichtig über den Hof. Drei- oder viermal tat er das und blickte dabei verstohlen zu seinem Herrn auf. Er fürchtete nämlich, daß der Versuch schlecht auslaufen würde. Geiserich war fröhlich wie lange nicht und sagte laut: „Es geht besser, als ich gedacht habe." Er mußte aber doch heimlich die Zähne zusammenbeißen, um nicht erkennen zu lassen, wie es in Wahrheit um ihn stand und wie mühsam ihm das Reiten wurde.

An jedem Tage wiederholte sich nun das gleiche. Immer wieder mahnte Genzo, aber es geschah trotzdem alles, was Geiserich wollte. Er ließ sich durch nichts von seinem Ziel abbringen. Er wäre durch die Hölle gegangen, um wieder ein Reiter zu werden. Sein Leben hatte ja anders keinen Sinn mehr. Als er zum erstenmal den Trab versuchen wollte, beschwor Genzo ihn mit flehenden Worten, von dem Wagnis abzustehen. Geiserich antwortete ihm zornig: „Viel Zeit habe ich nicht mehr. Du weißt ja selbst, wie übel es um den Krieg steht, und wenn die neue Wanderschaft beginnt, will ich es geschafft haben. Mach Platz!"

Da gab der sorgenvolle Alte die Zügel frei.

Es traf aber alles ein, was Geiserich vorausgesagt hatte. Die Wandalen mußten Gallaezien räumen und südwärts Land suchen. Das war ein unfroher Auszug, denn bei dieser neuen Fahrt ins Ungewisse stand wenig zu erwarten. Die Männer redeten nicht mehr von Zukunft und Ferne, wie sie es sonst getan hatten, und die Frauen saßen stumm in den Wagen und blickten mit angstvollen, verweinten Augen unter dem Zeltdach hervor.

Geiserich gesellte sich zum Könige und forderte von ihm seinen Teil an der Last, den Heereszug zu lenken. Wohl freute sich Gunderich, als er ihn wieder im Sattel sah, aber er gab ihm doch keinen Auf-



trag. Er hatte bessere Reiter nötig und wollte den Bruder schonen.

Zu einer zweiten Bitte war Geiserich zu stolz. Er trieb sein Pferd seitwärts und ritt allein. Schlimmer als je fraß ihm der Wurm am Herzen. Warum mußte das so sein, daß er an den großen Dingen, die das Leben ausmachen, keinen Anteil mehr haben durfte? Warum mußte er sich abseits halten heute und morgen und immer?

Danach kamen sie über die Berge in ein weites, blühendes Tal mit reichen Dörfern und Städten und unendlicher Fruchtbarkeit. Das gefiel ihnen so gut, daß das Thing zusammentrat, um über die Landnahme zu beschließen. Sie waren alle der Meinung, daß sie keine schönere Heimat finden könnten.

Geiserich hatte lange geschwiegen. Er war sehr in Sorge, wie man es aufnehmen würde, wenn er hervorhumpelte und als armer Lahmer zu wehrhaften Männern sprach. Doch es riß keiner einen dreisten Possen über seine Mißgestalt, und sie hörten alle an, was er zu sagen hatte.

„Besser wäre es", begann er, „wenn dieses Tal nicht so üppig und reich wäre. Es wird uns nichts anderes einbringen als Feindschaft, und wir haben schon mehr Feindschaft und Haß in der Welt, als uns gut ist."

Darüber entstand viel Unruhe, denn was Geiserich sagte, traf die Wahrheit. Während noch die Meinungen hin und her gingen, faßte Gunderich seinen Bruder an der Schulter und wies hinaus in die Ferne. Da lag wie ein feiner, schmaler Silberstrich das Meer.

„Dort ist die Grenze unserer Wanderung", sagte er. „Weiter geht es nicht mehr. Hier müssen wir bleiben, sei es zum Guten oder zum Bösen."

Geiserich blickte hinüber. Lange Zeit tat er das, so als wäre die Traumfrau am hellen Tage zu ihm gekommen. Er sprach kein Wort mehr und achtete auch nicht darauf, was das Thing beschloß. Unablässig betrachtete er den fernen Silberglanz und riß sich erst dann aus seiner Versunkenheit los, als die Hörner erklangen zum Aufbruch.

So zogen die Wandalen hinab ins Tal. Sie brauchten nicht lange darum zu kämpfen, denn willig fügten sich die Bauern ihrer Herrschaft, und in den Städten mangelte es an wehrhaftem Volk, die Mauern zu verteidigen. Nur mit Sevilla verhielt es sich anders. Diese Stadt ergab sich nicht und konnte auf keine Weise genommen werden. Weil die Wandalen aber sonst alles im Überfluß fanden, gewannen sie das Land sehr lieb, und sie hatten solches Behagen daran, daß sie es Wandalusien nannten. Das sollte ein Zeichen sein dafür, daß sie ihre Wanderschaft an ein gutes Ziel gebracht hatten. Hier sollte die Heimat sein, nach der sie umgefahren waren seit vielen Geschlechtern.

3.

Geiserich suchte sich einen wunderlichen Wohnsitz aus. Unter vielen stattlichen Burgen und Höfen hätte er wählen können, aber er ließ sich vom Könige ein paar Dörfer an der See zuweisen und hauste unter den Fischern am Hafen.

Sehr sorgsam merkte er auf alles, was hier geschah. Er musterte die Boote, die am Strande lagen. Er beobachtete, wie die Mannschaft an Bord ging, die Segel setzte und zum Steuer griff. Nichts entging ihm. Er paßte auf jeden Ruderschlag, auf jeden Wind, der in die Leinwand fiel, auf den Gang der Wellen und auf die Schifferrufe hinüber und herüber. Eifrig redete er auch mit den Seeleuten und fragte sie aus nach Brauch und Sitte ihrer Hantierung.

Eines Abends ließ er Genzo zu sich kommen.

„Du bist schon alt gewesen, als ich noch den Knabenspeer führte", sagte er und forschte ihn aus nach den früheren Zeiten. Der Knecht strich sich schmunzelnd den Bart; denn das war lange nicht geschehen, daß Geiserich so zu ihm gesprochen hatte, und er erzählte von dem großen Wandalenzug zum Rhein und von der Schlacht, die dort geschlagen wurde, um den Übergang über den Strom zu erzwingen.[7] Aber Geiserich wehrte ab. Das war ihm alles gut bekannt. Und wieder begann der Alte und redete von der Theiß und den weiten Ebenen, die das Wandalenvolk dort besessen.[8]

Geiserich schüttelte den Kopf.

„Wissen wollte ich, ob du Kunde von der Vorzeit hast."

Genzo schloß die Augen und besann sich eine lange Zeit. Endlich nickte er und sagte: „Das habe ich immer gehört, als ich ein Kind war, daß wir einst im Nordland wohnten und vom Meer[9] gekommen sind."

Begierig lauschte Geiserich auf und verlangte mehr zu erfahren. Aber der Knecht wußte auf alle Fragen nichts weiter zu antworten und sagte immer wieder, wie einst die Wandalen ein Meervolk gewesen seien und sich gut darauf verstanden hätten, ein Schiff über die stürmische See zu bringen, damals, als noch die alten Götter lebten.

Dann fragte Geiserich plötzlich: „Wie war es mit Weland, der lahm wurde an beiden Füßen?"[10]

Über diese Frage erstaunte Genzo sehr, aber er erzählte treulich, was er wußte, daß Weland sich ein Flügelkleid schmiedete und davonflog.

„Vielleicht kann man Ähnliches tun", sagte Geiserich und streifte seine Armspange ab. Die schenkte er dem Knecht zum Abschied.

„Nimm!" sagte er, als Genzo zögerte. „Deine Kunde war gut. Nie habe ich eine bessere vernommen."

Von diesem Tage an spürte Geiserich nicht mehr den Wurm, der zuvor sein Herz zernagt hatte. Er blieb düster und schweigsam, doch hatte er wieder Lust am Leben. Das sollte ihm besser gelingen, das Wellenroß zu reiten als das Pferd, und wenn Weland sich die Luft erobert hatte, so wollte er es mit dem Wasser versuchen.

Er segelte jetzt viel mit den Fischern und zeigte sich nach kurzer Zeit so geschickt, daß sie ihn verwundert fragten, ob er früher schon einmal zur See gefahren sei.

„Ja", erwiderte er, „vor vielen hundert Jahren."

Er sagte das ganz ernsthaft, aber die Schiffer hielten es für einen Scherz und lachten darüber.

Als er nun in allen Dingen recht erfahren war und ein Boot zu meistern wußte, begann er das große Werk, das ihm im Sinne lag. Er war tätig tagaus, tagein. Schon früh am Morgen hinkte er hinüber zu der Werft, wo ein stattliches Schiff für ihn gebaut wurde, und gab genaue Anweisung, wie alles beschaffen sein sollte. Er zog anstellige, junge Mannschaft in seinen Dienst und lehrte sie, mit Segel und Tau umzugehen. Das war sehr mühsam für ihn, und oft schien es, als könne er mit seinem unbeholfenen, schwerfälligen Leibe die große Arbeit nicht schaffen. Doch er gönnte sich keine Ruhe. Erst wenn die Nacht kam und der Hafen still wurde, dann streckte er sich aufs Lager und wartete voll Ungeduld auf den neuen Tag.

Rasch wuchs sein Werk. Er schonte ja weder sein gemünztes Silber noch seine Goldspangen und hielt nicht eher inne, als bis seine Schatztruhe leer wurde. Da traf es sich gut, daß König Gunderich um diese Zeit Umritt hielt im Lande und auch an die See kam. Nachdenklich betrachtete er, was hier geschafft worden war. Er wußte aber nicht recht, was er daraus machen sollte.

„Ich sehe keinen Vorteil dabei“, sagte er, „wenn meine Wandalen Fischer werden und das Netz auswerfen.“

„Auf dem Meer läßt sich wohl auch noch anderes fangen als bloß Fische“, gab Geiserich zurück.

Der König brach aber das Gespräch ab und kam nicht weiter auf die Sache zurück. Erst am nächsten Tage, als er fortritt, begann er wieder.

„Ich merke“, sagte er, „daß du einen großen Plan hast und sehr in Sorge darum bist. Ich will dir deshalb mit meinem Schatz aushelfen, soviel ich kann.“

Gunderich hielt Wort und gab sein Gold, ohne zu kargen. Kiel auf Kiel wurde gestreckt, und seltsam war es, wie gerne mancher Wandale den Sattel vertauschte mit dem Sitz am Steuer und wie schnell er die neue Kunst lernte. Selbst der alte Genzo fuhr mit, wenn die Flotte auslief, und hatte sein volles Behagen am Meer.

„Mir ist“, sagte er, „als hätte ich nie etwas anderes getan, als im Winde segeln.“ Und viele waren der gleichen Meinung.

Aber die römischen Schiffer und Baumeister, die bislang stets willig gewesen waren, begannen sich zu sträuben und ihre Hilfe zu verweigern. Geiserich suchte sie zu gewinnen, indem er ihnen mehr

gute Schillinge bot. Auch das war umsonst. Endlich brachte er heraus, daß der Kaiser in Rom jeden mit Todesstrafe bedrohte, der den Wandalen beim Flottenbau zur Hand ging.[11]

Geiserich lachte spöttisch auf, als er das hörte.

„Es ist viel Ehre für mich, daß der Kaiser meinetwegen so in Sorge ist. Aber ich denke, daß es nun wohl zu spät ist und daß er mein Werk nicht mehr hindern kann."

Danach begann er die erste Großfahrt. Er segelte durch den schmalen Sund am Felsenberg[12] vorüber ins Mittelmeer und gelangte zu den Inseln der Balearen. Von dort ging die Reise hinüber nach Afrika. Nirgends fanden die wandalischen Krieger Widerstand; denn sie kamen wie ein plötzliches Unwetter, das niemand vorausgesehen hat. Beute gab es da genug, und als sie wieder in den Heimathäfen anlegten, besaß auch der Geringste unter ihnen einen reichen Goldhort.

Geiserich brachte mehr heim. Er hatte genau Umschau gehalten an den fremden Küsten und viel erfahren über Land und Leute. Er wußte jetzt, wie es mit der Herrschaft Roms da drüben stand, welch ein untüchtiges Volk dort wohnte und daß nirgends Vorkehrungen getroffen waren gegen einen Angriff von See her.

Von diesem Zuge hatte er großen Ruhm bei allen Wandalen. Auch diejenigen, die sich wenig um den Flottenbau gekümmert hatten, erklärten jetzt, daß er sehr nützlich sei. Fortan galt Geiserichs Wort viel beim Thing der Männer, und wenn er aufstand und schwerfällig in die Mitte des Ringes hinkte, seine Meinung zu sagen, dann wurde es still.

4.

Es war eine glückliche Zeit für das Wandalenvolk. Sevilla und Karthagena, die noch immer römisch geblieben waren, wurden mit Hilfe der Flotte erobert, und eine große Fröhlichkeit herrschte im ganzen Lande. Gunderich und seine Adligen hielten prächtigen Hof und füllten ihre Hallen mit bunten Kostbarkeiten. In den Waffenschmieden sprühten die Essen, und manch guter Speer wurde dort gehämmert. Auch kunstvoller Zierrat entstand, wie ihn die Frauen gern tragen, und goldene Reifen, die den Männern geschenkt werden für wackere Taten. Die Römer aber fanden viel zu gaffen, wenn die blonden nordischen Gesellen durch die Straßen ritten.

Geiserich fand an alledem wenig Freude. Er konnte nicht glauben, daß dies leichte Leben Bestand hatte. Immer lagen ja die Sueben auf der Lauer, und der Kaiser konnte nicht vergessen, daß ihm die reichsten Provinzen Spaniens entrissen worden waren. Schlimmer noch war es, daß über die Pyrenäen her die Goten[13] herandrängten; denn noch nie hatte ein Waffengang mit ihnen den Wandalen Glück gebracht. Sehr unsicher schien daher Geiserich die Zukunft, aber er hielt es für unnütz, von seinen Sorgen zu sprechen. Das mußte seinen Gang gehen, unabänderlich. Um so eifriger betrieb er die Flottenrüstung, und während die anderen den Genuß der guten Tage hatten, trug er Last und Mühe im Übermaß.

Er war noch mitten in der vollen Arbeit, als die Heerhörner, die lange geschwiegen, durch das Land gellten und die Reiter zu den Waffen riefen. Speer und Schwert bekamen zu tun; denn wie grimmige Wölfe hatten sich die Feinde erhoben, das reiche Wandalusien zu gewinnen. So groß war der Mannfall, daß Geiserichs Seevolk wieder aufsitzen und ins Feld reiten mußte. Nur die Bresthaften blieben zurück, Wache zu halten. Die Schiffe lagen am Strand, als wären sie altes und schlechtes Gerümpel, und es war kein Leben mehr in den Häfen. Das Reiten schien doch wichtiger als die Meerfahrt.

Auch in diesem Kriege[14] hatten die Wandalen kein Glück. Sie mußten von den Schlachtfeldern weichen und eine Landschaft nach der anderen räumen, obwohl an ihrem Fechten nichts zu schelten war. Selbst die Graubärte, denen selten etwas recht zu machen war, sahen mit Staunen, wie wacker sich die junge Mannschaft hielt, und doch wurden die Tausendschaften auseinandergesprengt und in die Flucht getrieben. Dann geschah es noch zu allem Unheil, daß die Wandalen führerlos wurden. König Gunderich fiel bei einem Straßenkampfe in Sevilla und ließ sein Volk in großer Not zurück.

Es war ein unfrohes Thing, das nun zusammentrat. Da war nicht einer, der Rat zu geben wußte. Schweigsam saßen sie mit aufgestemmten Schwertern. Es war alles umsonst gewesen, ihr tapferes Streiten, die Messen[15] der Priester, die Bittgänge der Frauen. Das Schicksal hatte sie verstoßen. Auf Erden war kein Raum mehr für sie — nicht so viel, wie man für ein Grab braucht.

Geiserich begann zu sprechen. Er machte keine langen Worte. Kurz und klar sagte er, daß in Wandalusien nichts mehr zu hoffen stehe und daß nur noch zu wählen sei zwischen sicherem Untergang

und neuer Ausfahrt. Die Männer verstanden wohl, wie er es meinte, aber sie schwiegen und gaben keine Antwort. So ungeheuerlich schien es ihnen, daß ihr ganzes Volk mit Weib und Kind und aller Habe fortsegeln und fern über See eine neue Heimat suchen sollte. Von solch einem Abenteuer hatten sie nie gehört, und unheimlich war ihnen der Mann, der diese Pläne in seinem Kopfe trug.

„Die Reise kann nicht gut enden", sprach einer. „Auch würde es schlecht aussehen, wenn wir uns feige davonstehlen würden."

„Noch schlechter sieht es aus", gab Geiserich zurück, „wenn einer den Mut nicht findet, sein Glück aufs neue zu versuchen."

Über Hin- und Widerrede wurde es spät, und die Dämmerung kam. Da wurden Fackeln angezündet und lohe Feuer entfacht. Geiserich stand im hellen Schein, mißgestaltet und plump, und jeder sah, wie er die Hand hob zu einem Eide.

„Das schwöre ich bei Gott", sagte er, „daß ich von einem Lande weiß, das größer und reicher ist als Wandalusien und das wir erobern können, wenn wir nur wollen. Ich bringe euch hinüber und setze mein Wort, daß auch die Knechte dort wie Edelinge sein werden. War aber mein Rat schlecht und habe ich nicht in allen Dingen die Wahrheit gesprochen, so sollt ihr Gericht über mich halten und mit mir tun, wie ihr mögt."

Dann wollte er vom Feuer wegtreten, aber plötzlich klang lauter Lärm auf. Die Schilde wurden aneinandergeschlagen, und die Waffen klirrten. Hier gab es nichts weiter zu sagen. Besser als alle Bedenken war seine große Zuversicht und sein gewisses Versprechen. Immer neuer Jubel rauschte auf, und wunderbar war es, wie auch die Verzagten Mut schöpften und ihn mit stürmischem Zuruf umdrängten. Sie taten das, nicht weil er ihre Herzen gewonnen hatte — dazu war er nicht der Mann —, sondern weil nur bei ihm noch Rettung war.[16]

5.

In dieser Nacht wurde Geiserich zum König gewählt, und alles geschah nach alter Sitte, Schilderhebung und Eidesleistung, danach die Krönung und Fest und Feier.

Ehe noch die Becher geleert und die Heilrufe verklungen waren, jagten schon die Boten Geiserichs durch das Land und brachten seine

Befehle in die Heerlager der Tausendschaften und in die Städte an der See. Überall begann man für die große Fahrt zu rüsten, und als das Frühjahr kam, da verließen die Wandalen ihre Höfe, auf denen sie zehn lange Jahre gewohnt hatten. Hochbeladene Karren und Wagen rollten seewärts nach Tarifa, wo die Schiffe lagen. In diesen Tagen fiel die meiste Arbeit den Frauen zu, und sie hatten dabei keine anderen Helfer als die Knaben; denn die reisige Mannschaft lag im Felde und wehrte in letzten, wütenden Kämpfen den andrängenden Feind ab. Die Frauen mußten die Zugstiere unter das Joch schirren und Lenkseil und Peitsche führen.

Dann endlich kam die Stunde, in der alles bereit war. Seeklar lagen die Schiffe im Hafen. Unzählige Segel flatterten im Winde. Was es an den Küsten nur an Fahrzeugen gab, das hatte Geiserich heranbringen lassen, ohne lange zu fragen, ob es wandalisches oder römisches Eigentum war.

Am letzten Tage ließ er sein ganzes Volk zählen, um danach zu bestimmen, wie der Platz auf den Schiffen verteilt werden sollte. Ein Schatten fuhr über sein Gesicht, als nur 80 000 Menschen gezählt wurden und darunter kaum 15 000 wehrhafte Männer. Er redete mit niemandem darüber; denn das war nie seine Art gewesen, mit anderen seine Sorgen zu teilen. Er hatte stets alles allein getragen und war seinen eigenen Weg gegangen, und dabei mußte es auch in Zukunft sein Bewenden haben.

Der Königswimpel ging am Maste hoch. Der alte Genzo hatte das Zeichen gegeben. Er stand am Steg und trug Helm und Brünne. Als Geiserich herbeikam, streckte er ihm den Speer entgegen.

„Segne meine Waffen!" bat er.

Geiserich sah die Heilrunen auf dem blanken Eisen, den Sonnenkreis und das Hakenkreuz.[17]

„Das sind alte, heidnische Dinge", antwortete er. „Damit haben wir nichts mehr zu schaffen."

„Und doch bitte ich darum, und ich denke wohl, der Herr Christ wird mir deshalb nicht zürnen."

Geiserich merkte, daß es ihm sehr ernst war. Er berührte die Spitze des Speeres und sprach den Waffensegen, wie er ihn einst als Kind gelernt hatte, damals als noch der rote Thor durch die Wolken donnerte. „Was bei unseren Vätern der Brauch gewesen ist, das soll man heilig achten jederzeit", setzte er hinzu.

Damit ging er an Bord und befahl, die Taue loszuwerfen. Eine



frische Brise erhob sich. Die Bugwellen schäumten auf, und gegen Mittag schon gewann die Flotte die offene See. Furchtlos fuhr König Geiserich seinem Schicksal entgegen.[18]

6.

Es wurde eine lange Reise. Viele Tage und Nächte ging es an der afrikanischen Küste entlang nach Osten. Geiserich ersparte auf diese Weise seinem Volke die schlimmen Wege durch das wilde und öde Bergland, an dem ihm nichts gelegen war. Von Anfang an war Karthago sein Ziel — nicht deshalb, weil dort das Land besät war mit reichen Herrensitzen und alle Frucht hundertfältig trug oder weil dort herrliche Palmengärten und Olivenhaine blühten. Er hätte sich auch mit Geringerem begnügt. Aber wer hier in den afrikanischen Provinzen Roms ein Reich errichten will, der kann nur in Sicherheit wohnen, wenn er Karthago in seine Gewalt bringt. Sonst hat er immer den Feind im Nacken.

Erst bei Oran ging Geiserich an Land. Er stand nun im Rücken des großen Grenzwalles, den die Römer zum Schutz gegen die Völker des Südens erbaut hatten, und konnte vorrücken ohne lange und verlustreiche Kämpfe an den Mauern. Mit nichts mußte er ja mehr geizen als mit der Zeit; denn die unerhörte Beute, auf die er jagte, ließ sich nur gewinnen, wenn er schnell war wie der Sturmwind und den Feind ansprang wie ein Raubtier.

Darum gab es auch keine Rast in der Hafenstadt. Kaum war die Mannschaft von Bord gekommen, da mußte sie schon in den Sattel und reiten.

Die Zugtiere, denen noch die Beine steif waren von dem engen Pferch auf den Schiffen, wurden unter das Joch gebracht und vorwärts getrieben. Auf der Straße, auf der sonst die römischen Legionen gezogen waren, rollten nun die Karren und Wagen der Wandalen.

Meile auf Meile wurde geschafft. Man wanderte in den mondhellen Nächten und in den Morgen hinein, solange es kühl war. Unerbittlich drängte Geiserich zur Eile. Wenn nur die schlimmste Mittagsglut vorbei war, gab er wieder Befehl zum Aufbruch.

„Wer überraschen will", sagte er, „muß schnell sein, und wir wollen über die Römer kommen, ehe sie gerüstet sind."

Da folgten sie ihm und zogen weiter ohne Murren durch Staub und Dunst und Hitze. In den Dörfern nahmen sie, was sie brauchten, und schonten die Vorratskammern nicht. Vor ihren Speeren öffneten sich rasch alle Türen und Riegel.

„Gibt es denn kein Kriegsvolk in diesem Lande?" fragten die Reiter spöttisch, als sie nirgends auf Widerstand trafen.

Geiserich lachte dazu in seiner leisen, kaum merklichen Art.

„Sie haben hier ihre Tage verschwelgt und darüber vergessen, sich im Kampf zu üben. Nun müssen sie wohl warten, bis ihnen ihr Kaiser Hilfe herüberschickt. Aber ich denke, dann sollen sie das Nest schon besetzt finden."

Und wieder ließ er die Heerhörner zum Vormarsch blasen.

Sehr auffällig war es, daß sie in manchen Orten mit Jubel begrüßt wurden. Dort liefen ihnen Männer und Frauen und Kinder zu und küßten ihnen inbrünstig die Hände, gleichsam als wären sie Heilige. Schwarzhaarige Mönche mit wilden, flackernden Augen schwangen ihnen Kreuze entgegen und segneten sie.

Es waren Donatisten[19], die als Irrgläubige und Ketzer verfemt



waren und unbarmherzig von den katholischen Bischöfen verfolgt wurden. Unsägliche Leiden hatten sie erdulden müssen. Nun hofften diese gehetzten und gepeinigten Menschen auf den Beistand der Wandalen darum, weil diese dem arianischen Bekenntnis anhingen, das den Katholiken ebenso als Sünde galt wie der Donatismus.

Es kamen auch Bauern[20] von den umliegenden Landgütern zu König Geiserich, verhärmte und hohlwangige Leute, und klagten ihren Jammer.

„Auf unseren Äckern gedeihen Korn und Wein, Oliven, Quitten und Datteln, mehr als wir nötig haben. Und doch müssen wir hungern, denn wenn wir von der Feldarbeit heimkommen, so stehen immer schon die kaiserlichen Steuerpächter an den Türen und nehmen uns alles bis auf die armseligste Brotkrume."

Geiserich ließ sich kein Wort von ihrem Bericht entgehen. Er fragte sie genauer aus, und als sie wieder gegangen waren, nickte er seinen Heermeistern zu und sagte: „Mir scheint, der Kaiser hat wenig Freunde hier im Lande, und Zwietracht und Not sind noch größer, als ich gehofft habe."

Weiter ging es, Meile um Meile in atemloser Hast. Solch ruheloses Wandern hatten sie nie zuvor gekannt, weder damals, als sie an der Donau entlang zogen, noch später in Gallien und Spanien. Wo es ihnen gut dünkte, hatten sie die Wagen zu Burgen zusammengeschoben, die Lagerfeuer entzündet und gemächliche Rast gehalten, und immer hatte ihr König ihnen das gegönnt. Mit Geiserich verhielt es sich anders. Wenn der Zug nur ein wenig ins Stocken geriet, sei es, daß ein Karrenrad gebrochen oder ein Zugtier gestürzt war, dann standen schon die Zornesfalten auf seiner Stirn. An den römischen Meilensteinen zählte er ungeduldig ab, welche Wegstrecke man zurückgelegt hatte, und gab nicht eher das Zeichen zum Halten, als bis das volle Maß geschafft war.

Sie murrten aber nicht. Sie sahen ja, daß er tagaus tagein im Sattel saß und mit ihnen ritt, und dabei war er doch ein lahmer Mann, der es schlimmer hatte als sie alle.

Über Lembia und Sitifis ging es auf Hippo zu. Nicht weit vor der Stadt stieß man auf feindliche Truppen, und zum ersten Male auf afrikanischem Boden mußten die Wandalen in die Schlacht.

Sie sahen die goldenen Legionsadler in der Sonne blitzen und meinten, es mit einem Römerheere zu tun zu haben. Aber als sie anritten, fochten da drüben Männer, die ihnen an Tracht und Aussehen sehr glichen und deren Kampfruf sie gut verstanden. Eine wilde Gaukelei schien ihnen das zu sein, denn nach all der Wanderschaft, nach Meerfahrt und neuer Wanderschaft hatten sie anderes erwartet, als nordische Brüder anzutreffen.

Es war aber die Wahrheit und keine Gaukelei. Da ergrimmten sie über das listige Südvolk, das diese Männer herbeigeschafft und unter seine Feldzeichen gelockt hatte. In solchen Zorn gerieten sie, daß von ihren Hieben die Helme sprangen und die Brünnen brachen. Geschlagen fluteten die römischen Soldknechte zurück und warfen sich nach Hippo.

Vor dieser Stadt kam der Siegeslauf der Wandalen zum Stehen. Sie konnten die Schanzen, so schadhaft sie waren, nicht erobern, denn es fehlte an Sturmböcken und Mauerbrechern, und länger als ein Jahr lagen Heer und Flotte vor Hippo.

Das war eine furchtbare Zeit für König Geiserich. Mit jedem Tage, der verstrich, ging ein Stück seines großen Planes in Trümmer. Wie ein wütendes Wetter hatte er über Karthago kommen wollen. Seine Reiter sollten durch die Stadttore jagen, ehe die

verfallenen Festungswerke erneuert und die Mannschaften in den Waffen geübt waren. Darum hatte er sein Volk vorwärtsgehetzt wie ein Toller und sich selbst wund und krank geritten. Das war nun vorbei. Er brauchte seine Kundschafter nicht zu fragen, was in Karthago geschah. Er wußte ohne sie, wie fieberhaft sie dort drüben rüsteten und Mauerwerk und Erdwälle auftürmten und daß seine Tausendschaften umsonst Sturm laufen würden ganz so wie hier vor diesen jämmerlichen Schanzen.

Morgen um Morgen läuteten von Hippo herüber die Glocken. Sie läuteten mittags und abends und oft auch in der Nacht. Da lagen die Römer in den Kirchen und flehten auf den Knien zu ihrem Gott, dem dreieinigen und wesensgleichen, und ihr Bischof Augustin[21] neigte sich am Altar und betete für seine Gemeinde. Auf den Wällen aber standen gotische Krieger, die noch nicht recht verlernt hatten, die Asengötter anzurufen, und schützten die Christen mit ihrem Blut, so als wären es ihre eigenen Brüder und Schwestern.

Der Juli schwand. Es wurde August. Lauter tönten die Bußgesänge aus der belagerten Stadt. Man wehklagte um den Bischof, der alles Irdische hinter sich gelassen hatte und zu seinem Gott eingegangen war. Man begrub die Alten und Schwachen, die verhungerten Armen, deren es viele in der Stadt gab. Aber die Tore öffneten sich nicht.

Geiserich lag um diese Zeit danieder, doch war es wohl mehr der Grimm, der ihn verzehrte, als die Krankheit. So schlimm war es mit ihm selbst damals nicht gewesen, als er den Sturz vom Pferde getan. Die Unruhe trieb ihn vom Lager hoch, und er hinkte nahe an die Wälle heran, um nach einem Zeichen auszuspähen, ob die Stadt sich nicht bald ergeben mußte. Lange stand er und wartete. Wenn er sich endlich abwandte, war sein Gesicht dunkel und von Gram zerquält.

Als schließlich Hippo fiel nach vierzehn endlosen Monaten, da war es zu spät. Wohl ließ Geiserich aufs neue den Vormarsch beginnen. Es gab ja noch Land genug, um das sich das Reiten lohnte. Je weiter man nach Osten kam, um so größeren Reichtum fand man an den Wegen. Überall lagen Obstgärten und Ölkeltereien, Villen mit Park und Springbrunnen, marmorne Säulenhallen und Triumphbögen. Köstlichkeiten gab es, von denen die Wandalen nie geträumt, und in ihren Wagen häufte sich goldenes und silbernes

Gerät. Da wurden sie ihrer Wanderschaft wieder froh, und sie meinten lachend, daß ihr König Wort gehalten habe.

Geiserich ritt schweigsam und hörte kaum die jauchzenden Zurufe ringsum. Wäre er als ein bloßer Raubfahrer in das Land gekommen, er hätte wohl zufrieden sein dürfen. Ihm aber ging es um mehr. Er wollte ein Reich gründen, und dazu brauchte er Karthago und den Hafen dort und die großen Werften. Nur dann konnte er an seiner Flotte fortbauen, Schiff um Schiff auf Stapel legen und auf See so mächtig werden, daß niemand es wagen sollte, sein eigenes Beispiel nachzuahmen und mit einem Heer über das Wasser zu kommen. Alles andere hatte keinen Sinn.

Und wieder Meile auf Meile — immer nach Osten.

Seine Reiter jagten weit voraus und zermalmten jeden Widerstand mit schonungsloser Gewalt. Sie hieben römische Kohorten und germanische Söldnerscharen nieder bis auf den letzten Mann. Sie erschlugen Priester, die gegen die arianische Ketzerei der Wandalen predigten und heimlichen Glaubenskampf schürten. Wer sich nur im geringsten verdächtig machte, büßte es mit dem Tode.

Geiserich war ohne Gnade. Wer das gewagt hat, mit fünfzehn Tausendschaften in das ungeheure, von Menschen wimmelnde Afrika einzubrechen und die römische Kaisermacht zum Streit herauszufordern, der kann nicht anders sein. Freundlos, heimatlos stand er hier am Rande der Welt und hatte gegen hundert von diesen Fremdrassigen kaum einen Wandalen zu setzen. Wenn es diesmal nicht glückte, dann ging sein Volk zugrunde. Da lernt es sich leicht, hart zu sein und die Aufsässigen und Widerspenstigen zu richten.

Die Wandalen drangen bis Karthago vor. Aber es war doch zu spät. Alle Tore und Mauern waren neu hergerichtet und die Bollwerke verstärkt. Nicht nur römische Legionen hatten dort ihre Adler aufgepflanzt; auch zahllose wunderliche, fremde Feldzeichen wehten herüber, und man erfuhr von Überläufern, daß der Kaiser von Byzanz[22] seine Armenier und Isaurier, seine thrakischen Bogenschützen und gotischen Reiter geschickt hatte.

Als man diese Nachricht Geiserich brachte, geschah es zum erstenmal, daß er erblaßte.

„Byzanz? schrie er wild. „Byzanz? Das kann nicht wahr sein!" Und den jungen Reiterführer Wisumer, der mit keckem Leichtsinn von Sturm und Angriff redete, fuhr er mit zorniger Scheltrede an.

„Hier wird Unsinn geschwatzt. Soviel sollte auch ein Narr wissen, daß man keine Mannschaft opfert, wo nichts zu gewinnen ist.“

„Das Thing wird wohl anders darüber denken“, verteidigte sich Wisumer.

Da ergrimmte Geiserich so sehr, daß ihm das Blut hochschoß und sein Gesicht über und über rot wurde.

„Ich habe hier zu entscheiden und nicht das Thing, und wer mir nicht gehorcht, der wird geächtet und erschlagen wie ein Neiding.“[23]

Erschrocken starrten alle den König an. Nie hatten sie solch unmäßige Wut an ihm gesehen und nie so schlimme Worte gehört. Geiserich aber ging hinaus und kümmerte sich nicht weiter um sie.

Danach geschah alles, wie er es wollte.

Karthago wurde weder berannt noch belagert. Nur wo die Feinde sich in freies Feld vorwagten, durften seine Reiter den Schild aufwerfen und den Speer erproben. Das gab noch schwere Kämpfe genug, denn immer wieder versuchten die Römer, die verlorenen Provinzen zurückzugewinnen und die Wandalen zu vertreiben.

Es gelang ihnen nicht. Geiserich ließ seine Beute nicht fahren und wehrte sich tapfer wie ein numidischer Löwe. Drei Jahre tobte der Krieg fort ohne Entscheidung. Den großen Schlachten wichen die Wandalen aus; um so furchtbarer waren sie bei plötzlichen Überfällen und Angriffen, und das römische Fußvolk konnte ihrer schnellen Reiterei nicht beikommen.

Da mußte der Kaiser Frieden schließen.[24] Ihm blieb nicht viel mehr als die Stadt und der Hafen Karthago. Alles übrige fiel den Wandalen zu, weites und fruchtbares Land genug.

Hippo wurde die Hauptstadt, und Geiserich tat ganz so, als hätte er sein Ziel erreicht und wollte nie mehr etwas von neuem Krieg und neuer Wanderung wissen. Er baute den Palast eines römischen Senators zu seiner Königsburg aus. Seinen Reitern gab er Landgüter und so viel Bauern dazu, daß sie selbst keine Feldarbeit zu verrichten hatten. Die Flotte lag untätig im Hafen und schien ganz vergessen zu sein. Die karthagischen Kundschafter konnten nichts anderes melden, als daß die Wandalen es sich wohl sein ließen in dem reichen Lande und ihrem Behagen nachlebten.

Von den geheimen Plänen und der verborgenen Arbeit Geiserichs erfuhr niemand etwas.

So vollkommen gelang die Täuschung, daß in Karthago jede Furcht vor den Wandalen schwand. Der Wachtdienst wurde vernach-

lässigt. Soldaten und Volk strömten wieder zu den großen Spielen im Zirkus, klatschten den Tänzern und Possenreißern Beifall und verpraßten die Tage wie früher in Üppigkeit und Schwelgerei. Man lachte über die Ängstlichen und Besorgten, die vor den Wandalen warnten und auf strenge Kriegszucht drangen. Die neuen Stadtmauern seien doch so stark, meinten sie. Ihr bloßer Anblick habe ja genügt, um Geiserich zu schrecken, und was er das erstemal nicht gewagt, würde er gewiß nicht ein zweites Mal versuchen. Überdies sei ja Friede.

Fest auf Fest rauschte durch die Straßen, und in den Lustgärten brannten die hellen Fackeln bis an den Morgen.

Es ereignete sich auch weiter nichts in diesen Jahren. Man gewöhnte sich daran, die Wandalen zu Nachbarn zu haben. Die Schiffe kamen und gingen im Hafen. Korn und Öl wurden nach Italien verfrachtet. Auf den Märkten handelte man mit den Mauren um Elfenbein und seltene Federn und Felle und hatte bei alledem seinen guten Gewinn. Das lohnte sich mehr, als den Helm zu tragen und im heißen Sonnenbrande an den Toren Wache zu halten. Da schwiegen selbst die Mißtrauischsten.

7.

Aber plötzlich sind sie da, die wandalischen Reiter. Sie brausen heran wie ein Sturm aus der Wüste, und ehe Karthago noch recht weiß, was sich in den aufwirbelnden, gelben Staubwolken verbirgt, sprengen sie zu den Toren, treiben die verschlafenen Wachen auseinander und jagen durch die Straßen zum Markt hinauf. Neue Scharen folgen, immer stärkere und dichtere Geschwader. Überall funkeln blanke Speerspitzen und Lanzen und Schwerter. Zu spät fangen die Sturmglocken an zu dröhnen. Hier und da sammeln sich ein paar Mannschaften um einen wackeren Zenturio. Sie kommen nicht lange zum Fechten. Sie werden niedergeritten und erstochen.

Die wilde Jagd geht weiter — hinunter zum Hafen. Die Schiffer wollen rasch vom Bollwerk ablegen und sich auf die See hinaus retten, aber während sie noch die Taue loswerfen, sind die Wandalen schon aus den Sätteln und springen an Bord. Die Flotte wird erbeutet, die Festungsbauten, das Kapitol, die ganze Stadt von einem Ende bis zum anderen.

Spät in der Nacht erst reitet Geiserich ein. Der lahme Mann hat weit zurückbleiben müssen hinter seinen schnellen Sturmscharen, aber alles, was hier geschehen ist, das ist sein Werk. Er hat alles vorbedacht und angeordnet, und nun hält jede Hundertschaft den Platz besetzt, den er ihr zugewiesen. Wohin er kommt, grüßt ihn der jauchzende Heilruf seiner Wandalen, und er erkennt daran, daß alles geglückt ist.

Nur eine einzige Frage stellt er.

„Die Schiffe? Was ist mit den Schiffen?"

Triumphierend gibt Wisumer Antwort.

„Es ist nichts entkommen, kein Segelboot und keine Trireme.[25] Mast an Mast liegen sie im Hafen."

Da winkt er und reitet langsam hinauf zum Kapitol.

Noch ist viel Getümmel und Geschrei in den Gassen. Am Himmel steht der rote Schein von Feuersbrünsten, und verworrener Waffenlärm dringt herauf. Geiserich durchwacht die ganze Nacht. Seine Heermeister kommen und bringen Nachrichten und erhalten neue Befehle. Römische Senatoren und katholische Bischöfe werden verhört.

Als der Morgen graut, tritt er ans Fenster und blickt aufatmend über das endlose Gewirr der Straßen und Plätze, der Kuppeln und Türme. Jetzt gehört die ganze riesenhafte Stadt ihm. Mehr noch: ihm gehört auch die See, die da drüben im ersten Frühlicht glänzt. Und das ist noch wichtiger.

Er weckt den alten Genzo, der lange mit ihm gewacht hat, aber gegen Morgen eingeschlafen ist, und zeigt ihm den Hafen mit den unzähligen Masten und darüber die spiegelnde, blitzende Flut.

Der Alte muß die Augen mit der Hand schirmen. So sehr blendet ihn das helle Licht vom Wasser her. Dann sagt er: „Nun merke ich, daß ich den Goldreif, den du mir einst geschenkt hast, wohl verdient habe. Aber wunderlich bleibt es doch, daß meine armseligen Worte so große Dinge gewirkt haben und daß wir wieder ein Meervolk werden nach Art unserer Väter."

Er schlummerte bald wieder ein, und als man ihn nach geraumer Weile wecken wollte, da wachte er nicht mehr auf. Sein Gesicht war von keinem Zeichen des Schmerzes oder des Kampfes entstellt. Der Tod war über ihn gekommen, während er schlief.

8.

Danach begann Geiserich seine Herrschaft in Karthago. Für prahlerische Siegesfeste und Triumphfeiern hatte er keinen Sinn. Es gab ja so viel Arbeit, daß die Zeit nicht reichte und die Tage nicht Stunden genug hatten.

Die Flotte, die in Hippo zurückgeblieben war, mußte herbeigezogen werden. Besatzungen wurden abgeteilt für die erbeuteten Schiffe, Segelmeister und Steuerleute ausgewählt und maurisches Volk zum Borddienst angeworben. Auf den Werften begannen wieder die Äxte und die Schmiedehämmer zu dröhnen nach seinem Geheiß. Starke Ruderschiffe und flinke Segler sollten gebaut werden — immer mehr und mehr; denn das war unter seinen Sorgen immer das erste: die See zu beherrschen.

So zahllose Dinge er aber auch täglich zu ordnen und zu entscheiden hatte, er nahm dabei von niemandem Rat an und ließ auch das Thing nur selten zusammentreten. Alles bestimmte er allein. Er haßte es, viele Meinungen zu hören und mit unnützen Schwätzern zu zanken. Dazu war ihm seine Zeit zu kostbar. Das verwegene afrikanische Abenteuer wäre ihm ja nie gelungen, wenn er nicht seinem eigenen Kopfe gefolgt wäre. Darum sollte auch in Zukunft nur sein Wille Geltung haben und nichts anderes neben ihm.

Er befahl, ein ganzes Stadtviertel von Karthago niederzubrennen, die Theater, den Zirkus, die Prunkbäder. Da half kein Wehklagen und Jammern der Römer. Geiserich bestand darauf, obwohl sogar manche Wandalen darüber den Kopf schüttelten und seine Absicht nicht begriffen. In Wandalusien und nirgends sonst war solches geschehen.

„Damals war auch ein anderer König", erwiderte Geiserich rauh und sah selbst nach, daß sein Befehl genau ausgeführt wurde.

Alle Stätten, in denen der karthagische Pöbel bei wüsten Gladiatorenspielen und ekelhaften Schaustellungen gejauchzt hatte, gingen in Flammen auf. Jedes Haus, das ein Unterschlupf für Völlerei und Unzucht war, wurde niedergerissen bis auf den Grund. Erbarmungslos trieb Geiserich die nichtsnutzigen Possenreißer, Zirkusknechte und Badesklaven aus. Sie hatten in seinem Reiche nichts zu schaffen. Mit ihren listigen Künsten verlockten sie seine Wandalen nur zu faulem Müßiggang und gewöhnten sie an Ausschweifungen, die ihnen fremd waren.

Wachen durchstreiften die Stadt, und kein Römer wagte mehr, den alten Lastern zu frönen. Karthago wurde, was es nie zuvor gewesen, eine reine und sittenstrenge Stadt.

Geiserich duldete auch keinen religiösen Hader. Die Katholiken mußten sich damit abfinden, daß jetzt die arianischen Wandalen die Herren im Lande waren. Sie mußten ihre Kirchen räumen und Gottesdienst in der Stille halten. Ketzerpredigt galt als Hochverrat, und wer von den katholischen Bischöfen seinen Haß nicht zähmen konnte und seine Gemeinde aufwiegelte, der wurde gerichtet und verbrannt. Geiserich selbst sprach ihm das Urteil und ließ es unter seinen Augen vollstrecken.

Mochte man ihn deshalb lästern und verfluchen! Sein Reich ging ihm über alles, und das sollte nicht geschehen, daß es von eifernden Priestern und Mönchen unterwühlt wurde.

Inzwischen war unaufhörlich an den Schiffen gebaut worden. Schon im nächsten Frühjahr sollte es auf Heerfahrt gehen, denn Geiserich wollte nicht warten, bis der Kaiser seine Legionen schickte und Rache nahm für den Friedensbruch. Er wollte selbst angreifen, weil der Angreifer stets den Vorteil hat und zupacken kann, wo es ihm gut scheint.

Der Frühling kam, und es war alles bereit. Mit einer stattlichen Flotte lief Geiserich aus und führte Krieg an den Küsten Siziliens. Er überfiel Dörfer und Städte und raubte sie leer. Römische Schiffe, die ihm auf See begegneten oder die er in den Häfen überraschte, ließ er kapern und an ihren Masten die Wandalenflagge hissen. Bei Palermo setzte er mehrere gute Hundertschaften an Land. Es war ihm sehr darum zu tun, die reiche und große Stadt zu gewinnen. Aber als er alle Tore und Festungswerke gut verwahrt fand, rief er sofort seine Mannschaft wieder an Bord. Niemand sprach dagegen. Auch der hitzige Wisumer redete kein Wort von Sturm und Angriff. Sie hatten von ihrem Könige gelernt, daß Römerstädte anders erobert werden müssen als durch Kampf an den Mauern.

Dann ging die Fahrt hinüber nach dem italischen Bruttium. Dort fanden sie die Ortschaften schon verlassen. Überall waren die Bewohner angstvoll in die Berge geflüchtet, sobald die wandalischen Segel in Sicht kamen.

Als Geiserich wieder einmal in eine Stadt einritt, wo Hafen und Markt verödet lagen und sogar das Bettelvolk nicht zurückgeblieben war, fragte er seine Schiffmeister und Steuerleute, was sie davon

hielten. Sie wußten keine rechte Antwort. Er fuhr sich mit einem kurzen Lachen durch den Bart und sagte: „An diesen leeren Gassen läßt sich merken, daß wir mit unserem Namen allein schon Siege gewinnen können, ohne zu fechten. Auch der Kaiser in Rom wird wenig Lust verspüren, mit uns anzubinden."

Damit befahl er den Aufbruch und ließ das Steuer herumwerfen nach Karthago.

9.

Von dieser Zeit an nannte sich Geiserich der Herr des Landes und des Meeres. Sein Reich erstreckte sich ja bis weit über Cirta und Hippo hinaus und ostwärts bis Tripolis. Die See konnte er befahren bis zu den gallischen und spanischen Häfen, ohne auf einen ernsthaften Gegner zu stoßen. Weil aber auf diesen Gewässern keine andere Flagge mehr etwas galt als die Wandalenflagge, bekamen sie den Namen Wendelsee.[26]

Wahrlich, der lahme Weland hatte sich gute Flügel geschmiedet. Er konnte fliegen, wohin er wollte. Nur eines versagte er sich — die Ostfahrt. Niemals sandte er seine Schiffe hinüber nach Griechenland oder an die Küsten von Epirus und Dalmatien. Er war ein viel zu schlauer Rechner und wußte genau, daß das seine Kräfte überstieg. Mit fünfzehn Tausendschaften kann man nicht die ganze Welt erobern, und wenn man drüben am Tiber schon einen Todfeind hat, dann tut man gut, mit dem mächtigen Kaiser am Goldenen Horn Frieden zu halten.

Nichts fürchtete Geiserich aber mehr als die heiße afrikanische Sonne. Zirkus und Theater hatte er einreißen und lasterhaftes Gesindel austreiben können. Doch daran vermochte er nichts zu ändern, daß jeden Morgen die Sonne in roter Glut aufging und den ganzen Tag über wie ein wildes Feuer brannte. Er spürte es an sich selbst, wie sehr sie das Blut erhitzte und die starken Glieder schlaff machte. Seine Reiter verrichteten den Waffendienst nur noch ungern. Sie liebten es mehr, die Zeit auf ihren Landsitzen zu verbringen und dort unter schattigen Palmen und an kühlen Springbrunnen den roten Wein zu trinken.

Da wurde Geiserich der große Zuchtmeister seines Volkes. Er hielt die Männer an zu allen Übungen des Kampfes. Er ließ Waffenspiele veranstalten nach alter Sitte. Er schickte Hundertschaften

aus, die weithin das Land durchstreifen und dabei Durst und Hitze und jede Entbehrung ertragen mußten.

Seine Wandalen sollten Krieger bleiben, wie sie es von jeher gewesen waren. Anders konnte das große Reich, das er geschaffen, nicht Bestand haben. Immer drohte ja Gefahr von Rom, denn das war gewiß, daß man dort den Verlust des reichen Afrika nie verschmerzen würde.

Er hielt aber Augen und Ohren offen. Er wußte, was in den Kaiserpalästen, im Senatshause, auf dem Forum vorging. Er hatte genaue Kundschaft aus den spanischen und gallischen Provinzen. Zu Tolosa verhandelten seine Gesandten mit dem Gotenkönig. An die einflußreichen Männer in Byzanz verschwendete er sein Gold, um an ihnen Freunde zu haben. Sogar mit dem Hunnenkönig Attila tauschte er Botschaft aus.

Nur eines bedachte er nicht — daß es nötig sei, unter seinem eigenen Volke geheime Späher zu halten. Und doch stand es so, daß unter den Wandalen viel Erbitterung und haßerfüllte Rede aufgekommen war. Da waren die lässigen und bequemen Gesellen, denen die harte Kriegszucht nicht behagte. Andere wieder fanden Geiserich zu schelten, weil seine Königsgewalt zu groß geworden sei. Sie erinnerten an die alten Zeiten, als sie auf dem Thing standen und über alle Dinge, über Krieg und Frieden ein Wort zu sagen hatten. Wohl sei ein großes Reich gewonnen worden, aber die Freiheit dabei verlorengegangen.

Bald wurden listige Pläne entworfen, wie man Geiserichs Herrschaft abschütteln und einen neuen König einsetzen könne. Der Verrat ging um im Heer und in der Flotte. Tausendschaftsführer, Schiffsmeister, Schatzhüter, Leibwächter verbanden sich durch heilige Eide, den König zu greifen und ihn im guten oder im bösen zur Abdankung zu zwingen.

Durch einen Zufall erfuhr Geiserich von der Verschwörung. Seine Hand zitterte nicht, als er das Schwert nahm und sich gürtete. Er hatte den Tod nie gefürchtet. Auch das bedeutete ihm wenig, daß ihm all seine grenzenlose Mühe und Arbeit so übel vergolten wurde. Aber daß man ihm sein Werk aus den Händen reißen wollte, ehe es ganz getan war, daß blinde und tolle Narren sich vermaßen, mit seiner Krone zu spielen, das trieb den Zorn so gewaltig in ihm hoch, daß die Adern schwollen.

Mit ein paar Getreuen drang er in die Edelsitze seiner Heermeister

ein. Er holte die Verschworenen aus Wehrbergen und Kirchen, aus den Kajüten der Kriegsschiffe, und wohin er kam, da klopfte der Tod an.

Es waren Männer unter ihnen, die mit ihm die heißen Tage geritten waren von Oran bis Hippo und den Königssprung auf Karthago getan hatten. Manche waren auf See seine Gesellen gewesen vom ersten Tage an. Sie mochten deshalb wohl auf Gnade hoffen, aber Geiserichs Gesicht war wie Stein, und er hielt Gericht, so als wüßte er nichts von ihnen.

Nur ein einziges Mal zögerte er, und man merkte, wie sehr ihm das Herz blutete. Da stand vor ihm ein Wandalenkrieger, der breite Narben trug auf Stirn und Wange und damals bei dem Straßenkampf in Karthago die rechte Hand eingebüßt hatte. Er hielt den Kopf gesenkt und sprach kein Wort zu seiner Verteidigung.

Geiserich ging auf ihn zu und rührte an seinen handlosen Arm.

„Ich habe dir viel zu verdanken", sagte er, „und um deiner wackeren Taten und der alten Zeit willen möchte ich glauben, daß deine Schuld geringer ist. Nicht wahr, es ist so?"

Es kam keine Antwort, wie lange auch Geiserich wartete. Da mußte er auch ihm das Urteil sprechen und ihm den Tod zuerkennen.

In diesen Tagen starben mehr Wandalen als in mancher siegreichen Schlacht. Geiserich, der sonst so sehr mit dem Blut seines Volkes gegeizt und nie einen Tropfen vergeudet hatte, überlieferte alle, die untreu geworden waren, dem Henker.

Auch das tat er für sein Reich.

10.

Von dieser Zeit an war er ein finsterer und einsamer Mensch. Er hatte zu niemandem Vertrauen mehr und wußte nichts von Freundschaft und Liebe. Alte Fahrtgenossen, die sich vielfach bewährt und auch in den Tagen des Aufruhrs treu zu ihm gestanden hatten, umlauerte er mit bohrendem Argwohn und witterte hinter ihren Worten und Mienen Falschheit und Betrug. Er wartete nur auf das erste Zeichen, mit dem sie sich verraten sollten.

So blieb ihm auf dieser Welt nichts als seine Arbeit und die große Verantwortung für sein Volk. Aber das war ihm genug, und alles andere hatte daneben keinen Wert.

In seinen ruhelosen Nächten entwarf er Plan auf Plan. Seine

Gedanken gingen dabei nie ins Uferlose, und er ließ sich zu keinen Unternehmungen hinreißen, die nur seinen Ehrgeiz befriedigt hätten. Er hielt aber alles geheim, was er ins Werk setzen wollte, und nicht eher wies er den Steuerleuten das Ziel der Fahrt, als bis die Besatzung eingeschifft war und die Segel an den Masten hochgingen.

Im Mai des Jahres 455 zieht König Geiserich die ganze Flotte in Karthago zusammen. So viele Schiffe sind es, daß der Hafen nicht Raum genug hat und manche draußen auf der Reede liegen müssen. Die römischen Kundschafter und Späher horchen eifrig umher, um zu erfahren, was diese Zurüstung zu bedeuten hat. Sie lungern am Kai und in den Schenken, doch die Bootsleute und Segelknechte können nur leeres Gerede machen. Selbst die Schiffsmeister wissen nichts.

Dann kommt eines Tages Geiserich von der Königsburg herab, häßlich und plump, mit grauen Haarbüscheln über dem mächtigen Schädel und mit zottigem Bart. Ohne Gruß und Dank für den Zuruf der Menge geht er an Bord.

Die Pfeifen der Steuerleute schrillen über Deck. Die Mannschaft eilt zum Ruder und zu den Schoten. Schon ist jeder auf seinem Platz, doch noch immer kommt kein Befehl von Geiserich.

„Gegen wen soll ich fahren?" fragt endlich der Schiffsmeister.

„Gegen die, denen Gott zürnt", antwortet Geiserich.

Wen er aber meinte, das bekam der Schiffsmeister erst zu wissen, als die Taue losgeworfen waren.

„Nach Rom!"

Die Bugwellen rauschen auf, und in stürmischer Fahrt geht es auf die hohe See hinaus — nach Norden. Kein Hafen wird unterwegs angelaufen. Wenn die Dunkelheit anbricht, dürfen weder die Fackeln noch die Bordfeuer angezündet werden. Wie gespenstische Schatten segeln die Wandalenschiffe über das Meer.

Einen verwegeneren Kurs ist man nie gesteuert. Soviel sie auch schon an allen Küsten der Wendelsee geheert haben, solch einem großen Ziel ist man noch nie entgegengefahren. Stets galt ihnen die ewige Stadt, von deren Herrlichkeit sie alle aus tausend Erzählungen wissen, als etwas Fernes, Unerreichbares.

Aber Geiserich ist ihr Führer. Da muß auch dieses unerhörte Abenteuer glücken, wie ihm alles geglückt ist von dem Tage an, wo das Thing ihn zum König wählte.

Wenige Boote kreuzen ihren Weg. Seit die Wandalen auf der

Wendelsee herrschen, trauen sich die Römer nur selten heraus. Sobald die Flotte in Sicht kommt, werfen sie furchtsam das Steuer herum und laufen mit vollen Segeln davon. Geiserich läßt keine Jagd auf sie machen. Mit ihren Nachrichten kommen sie doch zu spät. Rom wird genau so überrascht werden wie damals Karthago. Das ist die Art des lahmen Weland, seine Siege zu gewinnen.

Nicht weit von der Tibermündung, bei Portus, geht es an Land. Mannschaften und Pferde werden ausgebootet, und bald traben seine Reiter auf Rom zu.

Der Schrecken jagt vor ihnen her. Kein Präfekt, kein Legat oder Kriegstribun findet den Mut, die Kohorten zu den Waffen zu rufen. Kaiser Maximus irrt jammernd im Palast umher und schreit nach seinen Leibgarden, nach Kämmerern und Dienern. In den Straßen verworrenes, kopfloses Getümmel. Senatoren und Ritter raffen ihre kostbarste Habe zusammen und drängen zu den Stadttoren. Da wirft sich auch der Kaiser aufs Pferd und will flüchten. Er kommt nicht weit. Haßerfülltes Wutgeschrei gellt ihm entgegen. Er soll nicht entweichen und sein Leben in Sicherheit bringen; denn er trägt die Schuld, daß Reich und Stadt so schlecht verwahrt sind und daß die Wandalen mit Schwert und Feuer über sie kommen. Er wird aus dem Sattel gerissen und niedergestampft. Sein kaiserliches Blut fließt in den Schmutz der Gasse. Aber das ist dem rasenden Pöbel noch nicht genug. Man zerrt seinen Leichnam an den Tiber und wirft ihn hinab in den Strom.

An den Stadttoren stauen sich die Flüchtigen. Keiner will dem anderen Raum geben, und wüste Schlägereien entspinnen sich. So groß ist das Entsetzen vor den Wandalen und ihrem furchtbaren Könige.

Da macht sich der greise Papst Leo[27] auf den Weg. Es ist ein schwerer Gang, er weiß es. Aber der Kaiser ist tot. Konsuln und Senat haben sich verlaufen. Kein anderer ist da, Geiserich zu mahnen und um die Schonung Roms zu bitten.

In feierlicher Prozession, unter vielen Gebeten und Bußgesängen zieht er inmitten seiner Kleriker den Wandalen entgegen.

Die lassen nicht lange auf sich warten. Schon reiten die ersten Geschwader auf schweißbedeckten Gäulen heran. Sie werfen nur einen kurzen Blick auf die Priesterschar und sprengen weiter. Neue Abteilungen folgen, wandalische Hundertschaften, maurische Hilfsvölker. Auch sie reiten vorüber. Ihr Auftrag geht nicht dahin, mit



Bittgesandtschaften zu verhandeln. Dazu ist keine Zeit. Hier geht es nur darum, zu wissen, wie es mit Rom steht, ob die Stadt zur Abwehr gerüstet ist oder nicht.

Endlich naht Geiserich.

Als er die Priester so demütig am Straßenrand warten sieht, flammt es in seinen Augen auf. Mit einem kurzen Ruck zügelt er sein Pferd und hört vom Sattel aus an, was der Papst ihm zu sagen hat.

Es sind viel dringende Bitten und leidenschaftliche Beschwörungen, die Stadt des heiligen Petrus zu schonen und Gnade walten zu lassen.

„Ich habe sonst andere Predigt von Rom her vernommen", antwortet Geiserich. „Ketzerkönig und Barbar bin ich hier oft gescholten worden, und man hat von den Kanzeln das Feuer des Himmels auf mich herabgebetet. Aber Worte haben mir nie wehe getan."

„Wir sind in deiner Hand", spricht Papst Leo. „Du kannst uns allen das Leben nehmen. Nur denke daran, daß die Welt dich dafür verdammen wird heute und in alle Ewigkeit!"

„An der Meinung der Menschen war mir nie viel gelegen", ent-

gegnet Geiserich kalt. „Ich tue meine Sache, so gut ich sie verstehe. Alles andere kümmert mich nicht."

„So mahne ich dich bei Gott, vergieße kein unschuldiges Blut und zerstöre nicht die heiligen Stätten unserer Andacht!"

„Ich möchte wohl wissen, was ihr tun würdet, wenn mein Wandalenvolk in eure Gewalt gefallen wäre."

„So gibt es keine Gnade?"

„Nein. Aber ich sage dir dies: Ich bin nicht, wie du meinst, als Mordbrenner hierher gekommen. Ich habe bessere Dinge im Kopf, als mich an Rauch und Flammen zu ergötzen. Auch danach lüstet es mich nicht, in euren Kaiserpalästen Wohnung zu nehmen und unter euch zu hausen. Mein Karthago genügt mir. Aber darum bin ich hier, um euch zu zeigen, daß ich Rom in Asche legen kann, wenn es nicht Frieden mit mir hält."

Damit entließ er den Papst und alle seine Bischöfe und Kleriker ungekränkt und ritt in die wehrlose, unverteidigte Stadt ein.

Nicht eine Hand erhob sich zu ihrem Schutze. So feige und jämmerlich war das Römervolk geworden, vor dem einst die Welt gezittert hatte.

Vierzehn Tage durchstreiften nun die Wandalen die wunderreiche Stadt. Sie legten keine Brände. Sie zerstörten weder Paläste noch Kirchen. Es wurden keine Priester gemartert und keine Frauen erschlagen. Das Schwert blieb in der Scheide und fuhr nur dann heraus, wenn man keinen Gehorsam fand.

Um so rücksichtsloser übte Geiserich das alte Kriegsrecht, Beute zu nehmen, soviel ihm behagte.

Seine Reiter erhielten Befehl, alle Schatzkammern und Schatztruhen zu leeren und genau Umschau zu halten, wo Kostbarkeiten verborgen waren.

Sie taten ihr Werk gründlich. In den Prunksälen und Gemächern des Kaisers und der Senatoren, im Kapitol, in den Tempeln Apollons und Minervas und all der anderen Götter und Göttinnen spürten sie goldenes und silbernes Gerät in Fülle auf. Ihren Wetternasen entging nichts. Selbst das vergoldete Dach vom Tempel des kapitolinischen Jupiter wurde heruntergeholt. So unermeßlich groß war die Beute, daß zahllose Wagen und Karren nötig waren, um alles zu den Ankerplätzen der Flotte hinüberzuschaffen.

Als Geiserich nach zwei Wochen Rom verließ, da war die Stadt leergeplündert, aber er hatte nicht gewürgt und gemordet

und nicht die Brandfackel geworfen. Es waren keine Greueltaten geschehen.

So hielt er sein Wort.

Nach dem Abzuge der Wandalen strömte das Volk in die Peterskirche. Dort standen alle Altäre, Reliquienschreine und Heiligenbilder unversehrt, und der Papst kniete in inbrünstigen Gebeten nieder, Gott zu loben und zu danken für die Errettung aus der Hand des Feindes. Jubelchöre rauschten auf und klangen in seltsam hoher Feierlichkeit.

Wie entsetzlich hatte Rom sonst gelitten in den Bürgerkriegen der römischen Kaiser! Da waren rachsüchtige Söldnerbanden in die Stadt eingedrungen und hatten die Menschen zur Schlachtbank geschleppt, Tausende und Abertausende, und Blut war geflossen über alle Treppen und Stiegen.[28]

Geiserich und seine Wandalen waren gnädiger gewesen.

Draußen in der weiten Welt aber schrie man auf, als die Nachricht kam, daß die heilige Stadt, das ewige Rom überfallen worden war. Lauter Jammer erhob sich. Bis zu den fernsten römischen Siedlungen und katholischen Gemeinden hallten die Märkte und Straßen wider von Anklagen und Flüchen. Jedes wilde Gerücht fand Glauben und entfesselte neue Wut und neuen Haß. Von den Lobgesängen in den Kirchen Roms und von der Dankpredigt des Papstes erfuhr man nichts. Selten hatte die Wahrheit einen schwereren Stand. Geiserich wurde verleumdet und verlästert und mit Abscheu überladen. Man nannte ihn fortan nur „Seeräuberkönig" und „Schrecken der Meere" und seine Wandalen wilde Zerstörer und Piraten.

Sie taten aber nichts anderes, als daß sie sich aufbäumten gegen das Schicksal. Ihr Verbrechen war, daß sie nicht untergehen wollten und in ihrem nordischen Trotze meinten, es sei besser, sich zu behaupten als zu erliegen.

Geiserich fuhr heim. Noch nie hatten seine Schiffe so wertvolle Last getragen, und die Schatzkammern der karthagischen Königsburg konnten das viele Gold, gemünztes und ungemünztes, kaum fassen. Kein Wandalenkönig hatte je einen größeren Hort besessen. Es war alles in Erfüllung gegangen, was er einst seinem Bruder Gunderich sagte: Auf der See läßt sich wohl mehr fangen als bloß Fische.

Dabei war es ihm nicht zu tun um das rote Gleißen und Funkeln, von dem sich sonst die Menschen gern verführen lassen. Es

war ihm ganz gleichgültig, ob er aus einem goldenen Pokal trank oder aus einem Holzbecher. Eitelkeit, Prunksucht und Habgier, das alles kannte er nicht. Und doch vergeudete er von seinem ungeheuren Schatze nicht einen einzigen Schilling. Gold ist ein mächtiger Helfer in der Not des Lebens, und wer so wie er auf allen Seiten von Todfeinden umlauert ist, der hat auch diesen Helfer nötig. Er hütete darum seinen Hort sorgsamer noch als der Drache auf der Gnitaheide.[29] Die Leute aber sagten von ihm, das täte er aus Geiz, und sie schalten ihn wegen seiner Habsucht.

II.

Es stand nun so um König Geiserich und seine Wandalen, daß die Völker weithin von ihnen wußten und ihre Taten kannten. Auch an den Ufern der Theiß erfuhr man vieles.

Dort wohnten noch wandalische Brüder, die sich damals, als der Aufbruch nach Spanien geschah, nicht von ihren Höfen losreißen konnten und zurückgeblieben waren. Die schickten nun Männer aus nach Afrika mit einer sonderbaren Botschaft. Es dauerte aber lange, ehe sie davon sprachen; denn zuvor wollten sie wissen, wie es ihrem Volke hier in der Fremde erging. Sie fanden genug zu staunen in der großen Stadt und konnten die ganze Fülle der Herrlichkeit und Macht nicht recht begreifen.

Dann traten sie vor das Thing und sagten: „Wir haben hier alles schöner und prächtiger gefunden, als man uns daheim erzählt hat. Die Götter haben euch ein glückhaftes Los geworfen. Wir leben um vieles bescheidener, aber mehr nach der Weise unserer Väter und haben auch eure Äcker und Weiden treu behütet. Wenn ihr nun mit uns zurückkehren wollt, so soll alles wieder euch gehören, wie es Recht ist. Wollt ihr aber in diesem reichen Lande bleiben, so bitten wir euch, uns euer Erbe und Eigen zu echtem Besitz zu überlassen, so daß niemand mehr Klage und Anspruch erheben kann."

Da lachten die Wandalen über die wunderlichen Gesellen, die sich mit solchen längst vergessenen Dingen plagten. Das lag ja alles hinter ihnen wie eine ferne Sage, und nur wenige erinnerten sich noch daran, daß sie einst in den Steppen an der Theiß gehaust hatten.

Schon wollten sie übermütig und leichtherzig wegschenken, was

sie nie gekümmert hatte, da stand ein Wandale auf, ein alter und weißhaariger Mann, der seine Nachbarn überragte wie ein Riese aus Urzeiten.

„Die Heimat bleibt die Heimat", sagte er, „und man soll sie nie gering achten. Jetzt sind wir im Glück und haben Überfluß an allen Dingen. Aber das Ende kann keiner vorhersagen, und es mag wohl einmal sein, daß wir wieder durch die Welt fahren müssen. Da ist es gut zu wissen, daß man in der Heimat auf uns wartet."

Geiserich schwieg dazu. Dieser Alte hatte gesprochen, als wäre er neben ihm auf- und abgewandert in den langen schlummerlosen Nächten und hätte die Sorgen mit ihm geteilt.

So wurde beschlossen, daß es mit Hof und Flur an der Theiß gehalten werden sollte wie bisher und daß nichts geändert werden sollte. Da fuhren die Männer wieder in die Heimat zurück und erzählten dort von ihren Brüdern im Südland, die wie Edelinge lebten jeder einzelne, und von dem Meerkönige Geiserich.

12.

In jedem Frühjahr lief die Flotte aus — diesmal gegen Sizilien, ein andermal gegen Korsika oder Sardinien. Überall kreuzten die wandalischen Kaperschiffe. Sie fingen die Zufuhren ab, die für Rom oder Neapel bestimmt waren, und bald jammerte in den italischen Städten das Volk nach Brot und Zukost.

Geiserich führte seinen Krieg unerbittlich weiter. Er wollte dieses zählebige Römerreich durch Hunger in die Knie zwingen, und er hatte ja auch Schiffe und Mannschaft genug, seinen Willen durchzusetzen. Alle Werften in Karthago und Hippo arbeiteten nur für ihn. Die maurischen Völkerschaften, die sich an seinen Dienst gewöhnt hatten, stellten ihm Seeleute, Ruderknechte und Landungstruppen, soviel er verlangte.

Der wilde Krieg ging fort von Jahr zu Jahr, und immer höher stieg die Not in Italien.

Da beschloß der Kaiser Majorian[30], der um diese Zeit auf den Thron gekommen war, ein Ende zu machen. Alles, was es noch in den spanischen, gallischen und italischen Häfen an Schiffen gab, wurde in Karthagena vereinigt. Er ließ auch neue Dromonen[31] und Triremen bauen und ein starkes Heer zusammenziehen, um nach Afrika überzusetzen. Alles geschah im tiefsten Geheimnis. Die Flotte

sollte in See stechen und drüben landen, ehe die Wandalen zur Abwehr gerüstet waren. So genau hatte man Geiserich abgelauscht, wie man Siege erringt durch Überraschung.

Aber nicht umsonst hatte der alte Meerkönig sein Gold gehortet. Bei den ersten Anzeichen der Gefahr ließ er seine Münzen klirren und vergab sie an jeden, der ihm gewisse Nachricht über den Kaiser brachte. Er lockte mit ihnen römische Schiffsmeister und Hauptleute, und es waren viele, die seinen guten Schillingen nicht widerstehen konnten.

Er erfuhr jede Einzelheit, wie groß die Flotte war, wie sie auf Innenhafen und Außenreede verteilt war, wo jedes Fahrzeug vor Anker lag. Er kannte die Stärke der Besatzungen, ihre Zuverlässigkeit und Bewaffnung.

Da zögerte er nicht lange. Während Kaiser Majorian noch hin und her überlegt, will er schon zuschlagen. Und sein Geheimnis bleibt besser bewahrt. Er hat keine Mitwisser und Helfer, die schwatzen und ausplaudern können. Seine Schiffe sind immer fahrtbereit und warten nur auf seinen Befehl.

Wieder kommt er von der Königsburg herab und reitet langsam zum Hafen. Dabei ist nichts Sonderliches und Merkwürdiges. Vielleicht will er Flottenschau abhalten, wie er es oft getan. Es mag auch sein, daß er nach Sizilien oder Korsika hinüber will, um wieder einmal mit seiner Mannschaft zu segeln. Niemand kann es sagen.

Dann ist er auf hoher See und jagt wie ein Sturmwind hinüber nach Karthagena.

Man schilt ihn einen Beutefahrer und Raubgast. So will er denn auch Beutefahrer und Raubgast sein.

Er fällt über die Römerflotte her, verbrennt, versenkt und kapert Schiff um Schiff. Seine Wandalen und Mauren springen von Reling zu Reling und fegen die Besatzungen von Bord. Wer ihnen vor die Klinge gerät, über den kommt der Tod.

Noch vor Abend ist alles vorbei. Die Schiffe, die das römische Heer nach Afrika hinübertragen sollten, sind vernichtet oder erobert. Mit den wenigen Booten, die dem Kaiser noch geblieben sind, kann er Karthago nie mehr gewinnen. Geiserich hat sein Werk getan und dem Feinde die letzte Waffe aus der Hand geschlagen.[32]

Als die Dämmerung kommt, ist er schon wieder weit draußen auf See und läßt den Heimatwimpel flattern.



13.

Seit diesem Tage gab es in der ganzen Welt nur noch eine einzige Macht, die den Wandalen gefährlich werden konnte — Byzanz. Rom hatte so schwere Wunden empfangen, daß es verblutete. Es besaß weder Flotte noch Mannschaft noch Geld mehr. Die Goten verstanden sich nicht auf die See und waren darum trotz ihres großen, reisigen Volkes nicht zu fürchten. Wenn aber der Kaiser am Goldenen Horn den Frieden aufkündigte und Krieg ansagte, dann mußte es ein Kampf auf Leben und Tod werden.

Und diesen Tag sah Geiserich kommen — unausbleiblich.

Um so strenger nahm er sein Volk in Zucht, daß die alte Waffenfreude nicht unterginge und in der Üppigkeit des Landes erstickte. Er ließ die Jungmannen, die auf den Edelsitzen heranwuchsen und nichts mehr von der Not der Wanderzeit wußten, reiten und fechten und im Winde segeln bei gutem und bei bösem Wetter. Sie vor allem sollten lernen, daß in dieser Welt viele Adler kreischen und die Heerhunde bellen und daß der Mann von seinen Waffen nicht weggehen darf keinen Fuß auf dem Feld.

Die Jahre schwanden dahin, eins um das andere. Geiserich wurde sehr alt und seiner schlaflosen Nächte immer mehr. Niemand ahnte, mit welch furchtbaren Sorgen er sich quälte. Er allein spürte schon in der Ferne das Wetter aufsteigen und hörte den Donner grollen.

In Byzanz fielen die Männer, die stets zum Frieden mit dem Wandalenreich geraten hatten, beim Kaiser in Ungnade und wurden vom Hofe verbannt. Neue Günstlinge gewannen sein Ohr, die Geiserich tödlich haßten. Immer lauter redete man in den Purpurkammern des Heiligen Palastes von dem gottverfluchten Ketzerkönig, der seine Schuld bergehoch gehäuft habe und endlich ausgetilgt werden müsse. Einzig der Heermeister und magister militum Aspar erhob Einspruch gegen dieses Treiben.[33] Er war selbst Arianer und wollte keinen Krieg mit seinen Glaubensbrüdern in Karthago. Aber seine Macht, vor der einst Strategen[34] und Eunuchen und sogar der Kaiser gezittert hatten, war nur noch gering und endete schließlich ganz.

Geiserich wußte, was ihm nun nach dem Sturz Aspars drohte — der schwerste Waffengang seines Lebens. Aber er hatte sich noch keinem Schicksal gebeugt, und noch immer loderte in ihm jene wilde Kraft, mit der er alles bezwungen hatte, seinen lahmen Leib, das Meer und das große Rom.

Kaum hatte man am Goldenen Horn den Krieg beschlossen, da wurden schon in Karthago die Segel gehißt und die Taue losgeworfen. Zum erstenmal schickte Geiserich sein Geschwader auf die Ostfahrt, die er stets gemieden, und bald brannten die Hafenstädte an der illyrischen Küste, in Dalmatien, auf dem Peloponnes. Wandalische Kaperschiffe kreuzten auf der Reede von Alexandria und bis nach Kreta hinauf. Es wurde ein entsetzlicher Krieg mit Raub und Mord, Gewalttat und Plünderung, doch die Verantwortung trugen die Männer in Byzanz, die ihn heraufbeschworen hatten.

Lange konnte Geiserich vor der großen Übermacht die offene See nicht halten. Die Feinde kamen über ihn von allen Seiten, wie man ein Wild umstellt und einkreist. Sizilien und Sardinien wurden ihm entrissen. Von Ägypten zog ein starkes Heer heran und verjagte seine Reiter aus Tripolis. Die byzantinische Flotte aber mit hundert und aber hundert Dromonen, mit unzähligen Truppen und Kriegsgerät an Bord landete in der Nähe von Karthago.

Es war alles verloren. Es gab keine Rettung mehr weder zu

Lande noch auf der See. Es gab auch keine Ausfahrt mehr, keine neue Landsuche und keine neue Heimat. Ringsum war die Welt versperrt und alle Tore zugeriegelt. Das große Abenteuer war zu Ende. Das Südland hatte doch den Sieg behalten über das Wandervolk aus dem Norden.

Wer weiß, was in diesen Tagen an wilden Gedanken in Geiserich tobte! Er trug ja stets alles allein. Nicht einmal seinem Gesicht konnte man anmerken, wie verzweifelt er nach einem Ausweg rang und wie trotzig er sich gegen Gott und Schicksal auflehnte. Nur sein Atem wehte heiß, und unter seinen Brauen flackerte unruhige Glut.

Einige rasende Gesellen schwatzten davon, daß man mit allen Segeln auslaufen und in einem letzten ruhmreichen Kampfe den Speertod suchen müsse. Das sei ein königlicher Untergang, wie er für ein Heldenvolk sich zieme.

Geiserich preßte den zottigen Bart mit der Faust. Solche prahlerischen und großartigen Worte waren ihm verhaßt.

„Ich werde schon wissen, wann es Zeit für uns ist zu sterben", sagte er grimmig. „Wer sich aber klüger dünkt als ich, den lasse ich am dürren Baum reiten, und so reich bin ich immer noch, daß ich ihm ein paar Hunde mitgeben kann auf die Reise."[35]

Die Flotte fuhr nicht aus. Es war keine Rede mehr von einem letzten großen Kampf und einem prächtigen Untergang. Statt dessen bot Geiserich Unterwerfung an. Er ließ viel demütige und verzagte Worte machen und gebärdete sich so, daß man in nichts mehr den alten schifferkühnen Meerkönig erkannte. Gefügig nahm er jede Bedingung an und handelte und feilschte nicht lange. Nur darum bat er, daß man ihm eine kurze Frist schenke, um die Übergabe vorzubereiten.

Das wurde ihm gewährt, und man schloß einen Stillstand von fünf Tagen.

Ein toller Siegesrausch ging durch das Griechenheer. So leicht hatten sich die Strategen und Drungare[36] den Krieg nicht gedacht. Nun sah man doch, wie wenig es mit all dem Gerede von dem furchtbaren Geiserich auf sich hatte. Sobald man ihm nur die Zähne zeigte, winselte er um Gnade. Hätte man die richtigen Männer schon früher herausgeschickt, dann wäre der ganze Wandalenspuk längst in Wind zerblasen worden.

Lärmend begab sich das Schiffsvolk an Land, um den Sieg zu

feiern, und die Wachen, die an Bord zurückbleiben mußten, taten ihren Dienst lässig und verdrossen.

Fünf Tage hatte Geiserich Zeit. Dann sollte er sein Reich, seine Flotte, alle Heerzeichen und Waffen und dazu sich selbst ausliefern. So hatte er es versprochen und zugesagt, und er wußte, welch ein großes Ding es um den Eid ist. Der alte Genzo hatte ihm oft die Rune von den Schwurbrechern und Friedenswölfen vorgesagt und immer hinzugefügt, daß der Meineidige verfemt und geächtet sei von jedermann.[37]

Das ist alles recht und gut so, und es läßt sich gewiß nichts daran schelten. Aber doch gehen Geiserichs Gedanken einen anderen Weg. Hier handelt es sich um mehr als um die graue Weisheit der Väter. Noch hat niemand aus dem Nordland so am Rande der Welt gestanden wie er. Keiner hat wilder um Leben und Freiheit ringen müssen und eine größere Bürde geschleppt. Kein Volk ist je so in der Welt verschlagen worden wie das seine. Da soll kommen und mit ihm richten, wer Lust hat. Er weiß die Antwort.

Die da drüben sollen seine Schiffe nicht haben, um keinen Preis. An seinen Masten soll keine fremde Flagge hochgehen. Das wäre, als würde ihm das Herz aus der Brust geschnitten.

Aber seine Stimme ist heiser, als er die neuen Befehle gibt.

Er läßt Pechtonnen und Fackeln und Zunder an Bord schaffen, dürres Reisig und Glimmholz an Deck aufstapeln und mächtige Brandstöße herrichten. Es hat den Anschein, als wolle er nach Art der alten Seekönige im flammenden Schiff aufs Meer hinausfahren und dort bei Feuer und Flut sterben.

Die Wandalen schütteln die Köpfe über dieses wunderliche Beginnen, doch sie gehorchen, wie nie einem König gehorcht worden ist, und tun genau nach seinem Willen. Schließlich ist es ja auch einerlei, wie das Ende kommt.

Und sie warten.

Auch Geiserich droben in der Königsburg wartet, aber anders als sie. Er steht auf der Ringmauer und späht in den Tag hinein von Morgen bis Abend und die Nacht hindurch und wieder von Morgen bis Abend. Es ist, als könne er sich nicht von der Welt losreißen, als müsse er noch einmal alles schauen, das Meer, das Land und die herrliche Stadt, in der er über dreißig Jahre König gewesen.

Ganz einsam ist er. Die Meldungen seiner Heermeister be-



antwortet er mit einem kurzen Nicken und blickt wieder in die Weite.

Die Zeit verstreicht, ohne daß etwas geschieht. Morgen läuft der Waffenstillstand ab, und dann ist es zu spät für den prunkhaften Tod, den er sich ersonnen hat.

Am letzten Tage springt der Wind plötzlich um. Graue Wolken fahren aus Nordwesten heran und treiben mit starker Gewalt über Burg und Stadt zum Meer hinaus. Die Sonne verblaßt, und der helle Himmel wird dunkel.

Da steigt Geiserich von der Mauer herab, auf der er vier Tage und vier Nächte gewartet hat. Es ist, als wäre er wieder ins Leben zurückgekehrt.

„Was tun die Griechen?“ fragt er.

Man sagt ihm, daß sie noch immer Gelage halten und den Untergang des Wandalenreiches feiern.

„Wir wollen ihnen dabei helfen“, stößt er mit einem seltsamen, rauhen Lachen hervor.

Dann geht er hinunter zum Hafen. Er kommt die Straßen daher ganz so wie früher, als er gegen Rom ausfuhr oder gegen Karthagena, nur langsamer und von Alter und Gicht gekrümmt. Heute so wenig wie damals verrät sein Gesicht etwas von einem großen Abenteuer.

Es wird eine dunkle und mondlose Nacht. Der starke Wind hat noch zugenommen und weht immerfort nach Süden — dahin, wo die Byzantinerflotte vor Anker liegt.

Noch ist alles still im Hafen. Aber nicht lange vor Mitternacht flattern die Segel hoch und knattern im Winde. Die Pfeifen der Bootsleute schrillen über Deck, und Rufe gehen von Bord zu Bord.

Die Wandalenschiffe sind keine Totenschiffe, auf denen der alte Meerkönig ins Grab fahren will. Es sind Brander, und sie tragen solche Fracht, daß die ganze kaiserliche Flotte zu Asche werden soll.

Darum bat Geiserich um Frist, und darum stand er auf der Ringmauer lauernd und witternd vier Tage und vier Nächte.

Mit den Brandern im Schlepp geht es hinaus auf die See. Alle Lichter sind gelöscht. Die Schiffe jagen über die Flut wie böse Geister. Eine wildere und tollere Fahrt haben sie nie gemacht.

Dann tauchen fern vor ihnen die Bordfeuer der griechischen Dromonen auf. Da wird auch die letzte Leinwand an den Wind gebracht, daß die Masten stöhnen. Man muß heran sein, ehe drüben die verschlafenen Wachen aufschrecken und das Lärmzeichen geben.

Endlich ist es genug. Geiserich schreit von der Brücke her dem Schiffsmeister seine Befehle zu. Der erste Brander wird losgeworfen und angezündet. Das ist das verabredete Zeichen für die anderen, und sofort fliegen überall die Pechkränze und Fackeln. Helle Glut schlägt empor. Hundert Feuer brennen und treiben vor dem Wind auf die Kaiserflotte zu.

So schnell geht alles, daß die aufgestörten Griechen keine Zeit mehr finden, die Anker aufzunehmen. Die einzige Möglichkeit zu entrinnen, ist verpaßt. Die Schiffe liegen dicht an dicht, daß die Flammen von einem zum anderen springen. Die Segel, die Rahen fangen Feuer. Ein Funkenregen prasselt über die Decksaufbauten her. Es flackert an Bug und Heck zugleich. Ein ungeheurer Brand lodert auf, und der Himmel wird rot wie eine feurige Esse.

Bis an den Morgen kreuzt Geiserich auf See. Er will alles, was dieser Nacht entkommen ist, in den Grund bohren. Dem Griechenkaiser am Goldenen Horn soll nicht ein einziges Schiff bleiben.

Aber das Feuer hat sein Werk getan. Fast die ganze stolze Flotte ist vernichtet. Unzählige ausgebrannte, rauchschwarze Wracks liegen auf der Flut.

So rettete Geiserich sein Reich aus der furchtbarsten Not und nahm dafür alle Haßnamen auf sich, die man im Südlande wußte. Mehr als die Flüche und Verwünschungen der Feinde galt ihm sein Werk, und er hätte noch Schlimmeres dafür getragen.[38]

14.

An die achtzig Jahre war Geiserich alt, als er diesen Sieg errang. Sein Gesicht war zerfurcht von Sorgen und Wetter und Leid. Tiefe Rillen zogen sich über die Stirn abwärts bis zum Kinn. Er trug den mächtigen, grauen Schädel geduckt, so als wäre er ihm zu schwer. Aber eine größere Gewalt bekam das Alter nicht über ihn. Er durfte ja nicht daran denken, sich zum Sterben hinzulegen. Zuviel gab es noch für ihn zu tun. Er wollte sein Reich nicht eher aus der Hand lassen, als bis er alle seine Gegner, Rom und Byzanz, zum Frieden gezwungen hatte.

Um dieses Friedens willen lagen seine Schiffe auf Heerfahrt jeden Frühling und Sommer. Auf allen Meeren von Tarifa bis Cypern wehte die Wandalenflagge. Korsika und Sardinien wurden wieder erobert, dazu die Balearischen Inseln und Sizilien. Nikopolis an der Küste von Epirus ging in Feuer auf, ohne daß der Kaiser helfen konnte.

Der feindliche Widerstand erlahmte immer mehr. Byzanz verzehrte seine Kräfte in einem wilden Bürgerkriege und konnte nicht mehr daran denken, den hoffnungslosen Kampf fortzusetzen. Das römische Reich aber stürzte zusammen. Sein letzter Kaiser wurde von dem germanischen Heermeister Odowakar verjagt.[39]

Da wurde endlich Frieden. Geiserich mäkelte nicht an Kleinigkeiten. Er verstand sich sogar dazu, das halbe Sizilien fortzugeben, denn er spürte, daß er nicht viel Zeit mehr hatte und sich beeilen mußte.

Im Herbst des Jahres 476 setzte er sein Zeichen unter den Vertrag, der das Wandalenreich endgültig anerkannte und alle alte Feindschaft abtat.

Geiserichs Arbeit war getan und ihm gediehen bis zu diesem guten Ende.

Wenige Monate später streckte er sich auf sein letztes Lager. Er hatte nur wenig zu dulden, und auch das quälende Fieber blieb aus. Aber doch wurde es ein schweres Sterben. Oft fuhr er des Nachts aus seinen Träumen auf und stöhnte vor wilder Angst. Wenn dann die Ärzte und Pfleger herbeistürzten, dann wies er sie zornig hinaus und wollte nicht wahrhaben, daß er geschrien hatte.

Es sollte ja niemand wissen, was ihm diese letzten Tage über Schicksal und Zukunft seines Volkes sagten und wie grausam klar sein Blick aufgetan war in die Ferne.

Solange ihm noch die Kraft blieb, schleppte er sich ans Fenster und blickte auf das Meer hinaus, und immer sah er dort die Griechenflotte fahren, die tausend Segel- und Ruderschiffe des Kaisers vom Goldenen Horn. Mit bunten Kränzen waren sie geschmückt bis zu den Masten hinauf, so als hielten sie Siegesfeier.

Sein letztes auf dieser Erde war ein wildes Fäusteballen, und alle, die dabei waren, meinten, das habe der Sonne gegolten, die an diesem Tage mit sonderbarer Glut in das Zimmer brannte. Sie hörten ihn auch wirre Worte machen von einem Feuerreich, das er Muspelheim nannte und in dem die besten Recken vergehen mußten, als wären sie nie gewesen.

Dann war alles zu Ende.

Die Wandalen aber konnten es nicht begreifen, daß ihr alter Meerkönig von ihnen gegangen war, und sie redeten noch viel von ihm und allen seinen Taten.[40]

Anmerkungen.

[1] **Gunderich,** König der Wandalen 407—418.

[2] **Nordland.** Die Wandalen wohnten ursprünglich im nördlichen Jütland, wo noch heute der Name Vendsyssel an sie erinnert. Sie verließen ihre Heimat 200—100 v. Chr.

[3] **Der Übergang über die Pyrenäen** geschah 408.

[4] **Ebrotal.** Die provincia Tarraconensis.

[5] **Das Gallaezische Bergland** im Nordwesten Spaniens.

[6] **Der Bruderkrieg mit den Sueben** brach 418 aus.

[7] Am **Rhein** versuchten die Franken den Vormarsch der Wandalen aufzuhalten. Sie wurden am Neujahrstag 406/407 geschlagen.

[8] **Nordungarn** wurde 171 von den Wandalen besiedelt und war über 200 Jahre in ihrem Besitz.

[9] **Meer** = Skagerrak und Kattegat.

[10] Auf Befehl des Königs Nidud wurden **Weland** die Fußsehnen zerschnitten. Vgl. die Weland-(Wieland-)Sage bei Eicke, Nordlandhelden (Teubner).

[11] Das **Verbot** des römischen Kaisers Honorius erging 419. Es findet sich im Cod. Iust. IX.

[12] **Felsenberg.** Gibraltar.

[13] **Goten.** Es handelt sich um die Westgoten, die damals in Südgallien wohnten. Ihre Hauptstadt war Tolosa.

[14] **Der Krieg mit den Sueben** 428/429.

[15] **Messen.** Die Wandalen waren zu jener Zeit arianische Christen. Wann sie zum Christentum übergetreten sind, ist ungewiß, vielleicht um 400.

[16] **Die Königswahl** geschah 428.

[17] Solche **Speere mit Hakenkreuz und Sonnenkreis** sind uns erhalten. Vgl. die Abbildungen bei Gautier, Geiserich, 1934.

[18] **Die Überfahrt nach Afrika** fand statt im Mai 429. Daß die Wandalen von dem römischen Statthalter Afrikas eingeladen worden sind, ist historisch nicht genügend beglaubigt und auch der ganzen Sachlage nach wenig wahrscheinlich.

[19] **Donatisten.** Eine christliche Sekte, gegründet von Bischof Donatus. Sie wurde von der orthodoxen Kirche, vor allem von Augustin, auf das schärfste bekämpft.

[20] **Die Bauern** (coloni) waren unfreie, an die Scholle gebundene Pächter. Wir erfahren aus den Quellen, daß „sie Gott anflehten, ihnen die Barbaren zu senden". So unerträglich war der römische Steuerdruck.

[21] **Augustin,** Bischof von Hippo, 353—430, unter allen Kirchenvätern der hervorragendste, von der katholischen Kirche als Heiliger verehrt.

[22] **Kaiser von Byzanz** war Theodosius II. (408—450). Die Isaurier wohnten im südlichen Kleinasien am Taurus.

[23] **Neiding** ehrloser Mensch.

[24] Der **Friede** wurde 435 abgeschlossen.

[25] **Triremen** Ruderschiffe.

[26] **Wendelsee.** So heißt das westliche Mittelmeer noch im Hildebrandsliede im Anfang des 9. Jahrhunderts.

[27] **Papst Leo I.** 440—461.

[28] Das geschah z. B. bei der Eroberung Roms durch die Truppen des Kaisers Vespasian 69.

[29] **Der Drache auf der Gnitaheide** ist Fafnir, der von Sigurd (Siegfried) erschlagen wurde.

[30] **Kaiser Majorian** 457—461.

[31] **Dromonen** Schnellruderer, Kriegsschiffe.

[32] Die **Vernichtung der Flotte** geschah 460.

[33] **Aspar** war ein Alane und besaß lange Zeit den maßgebenden Einfluß in Byzanz. Er betrieb stets eine wandalenfreundliche Politik. Geiserich war ja nicht nur König der Wandalen sondern auch der Alanen.

[34] **Stratege** Feldherr.

[35] **Der Tod am Galgen** (am dürren Baum) galt als besonders schimpflich, wenn neben dem Verbrecher Hunde gehängt wurden.

[36] **Drungar** Admiral.

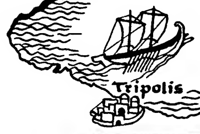
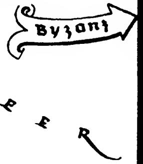
[37] Die **Rune von den Schwurbrechern und Friedenswölfen** in der Edda. Sie lautet in der Übersetzung von Genzmer: Das rat ich zum andern, daß du Eide nicht schwörst, die der Wahrheit zuwider sind; schlimme Früchte folgen dem Schwurbruche; verfemt ist der Friedenswolf.

[38] **Die Flotte** wurde bei Kap Bon verbrannt 468.

[39] **Der letzte weströmische Kaiser** war Romulus Augustulus. Er wurde 476 abgesetzt.

[40] **Geiserich** starb 477. Seine Nachfolger im Königsamt waren durchweg Männer von geringerer Bedeutung. Bald nach seinem Tode wurde das Reich von inneren Kämpfen zerrissen. Auch die strenge Zucht, auf die Geiserich stets gehalten hatte, schwand immer mehr. Die Wandalen büßten ihre nordische Eigenart ein, und als es schließlich 553 zum Kampf mit dem oströmischen Kaiser Justinian kam, erlagen sie nach wenigen kurzen Gefechten. Ihr letzter König Gelimer, ein schwächlicher und mutloser Mann, floh vom Schlachtfeld, noch ehe die Entscheidung gefallen war. Von Belisar in der Bergfeste Pappua eingeschlossen, sandte er ihm weinerliche Botschaft und erbat sich einen Schwamm, seine Tränen zu trocknen, ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen und eine Harfe, den Untergang des Wandalenreiches zu besingen. So sehr fehlte es ihm an heroischer Größe, daß er sich gefangen gab und sich zu Byzanz im Triumphzuge aufführen ließ. Das Wandalenvolk ist zugrunde gegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es war zu weit verschlagen und zu stark entwurzelt, um Bestand zu haben.

KARTE zu König Geiserich und dem Zug der Wandalen

König Geiserich

Eine Erzählung von Geiserich und dem Zug der Wandalen

Leinen RM. 5,80

Hans Friedrich Blunck gestaltet in diesem historischen Roman, der Dahns „Kampf um Rom" ebenbürtig zur Seite zu stellen ist, das Bild des großen germanischen Volksführers in der Völkerwanderungszeit. Geiserich, König der Wandalen und Alanen, führt sein Volk, ein Volk ohne Raum, durch Spanien nach Nordafrika und baut dort mit der schöpferischen Kraft des geborenen Führers ein mächtiges Reich, das den vereinigten Angriffen der Westgoten, der Römer und der Byzantiner standhält und unter ihm das einzige vom römischen Imperium freie Reich der Welt war. Wie die soldatische Fähigkeit den jungen Geiserich zum Heerführer werden läßt, wie er die Schaffung einer starken Flotte als die einzig Erfolg verheißende Voraussetzung eines unabhängigen Wandalenstaates erkennt, wie er dann zielbewußt seine Germanen zu Seefahrern macht, anknüpfend an uralte Verbindungen mit den daheimgebliebenen Germanen an der Elbmündung, wie er ein ganzes Volk von 80000 Menschen übersetzt nach Nordafrika, das spielt sich in eindrucksvollen Bildern vor uns ab. Nicht Zerstörer, sondern Schöpfer waren diese Wandergermanen. Die Sicherung des Reiches, der Aufbau des Staates, der berühmte, aber zu Unrecht berüchtigte Zug nach Rom, die Auseinandersetzung mit den Fährnissen des heißen Erdteils für Sitte und Blut, das alles ist farbig und fesselnd dargestellt. Geiserich ist wohl die größte und an allseitiger Begabung umfassendste Herrschergestalt der germanischen Völkerwanderungszeit. Hingerissen empfinden wir, wie germanisches Führertum hier einen seiner reinsten und edelsten Vertreter gefunden hat, wie germanisches Volk hier zum erstenmal dem Reiche nahekommt, dessen Traum zu allen Zeiten offen oder verborgen in ihm blühte.